MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81454-5

AUTHOR:

SCHAEFFER, A.

TITLE:

AUF DER NEIGE DES LEBENS..

PLACE:

GOTHA

DATE:

1884

Master Negative #

93-81454-5

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

237.2 Schäffer, A.
Sch1 Auf der neige des lebens; oder, Von dem gegenwärtigen und dem zukünftigen leben. Deutsche, vom verfasser autorisierte ausgabe.
Gotha 1884. O. 34 + 254 p.
370646

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6/8/93 INITIALS BE
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

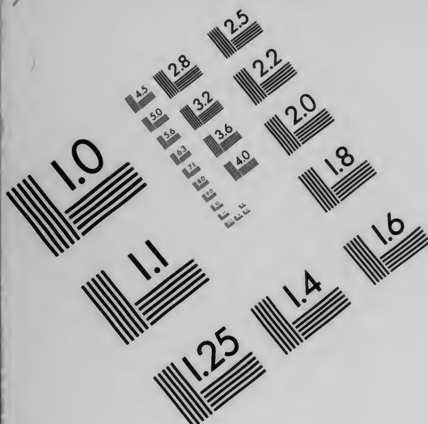


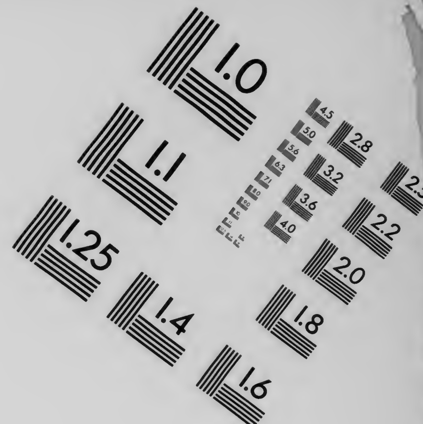
AIIM

Association for Information and Image Management

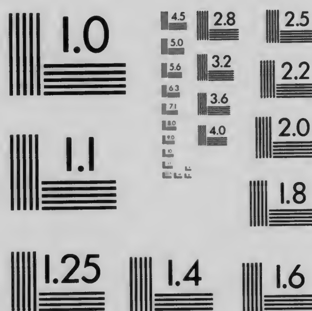
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

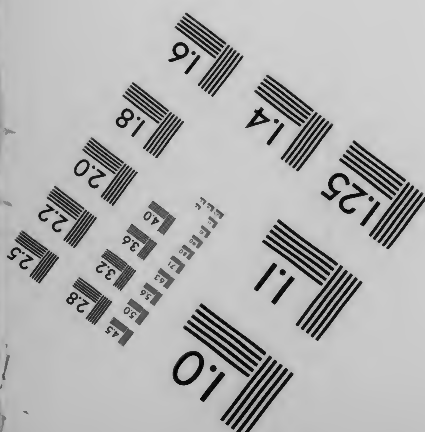
301/587-8202

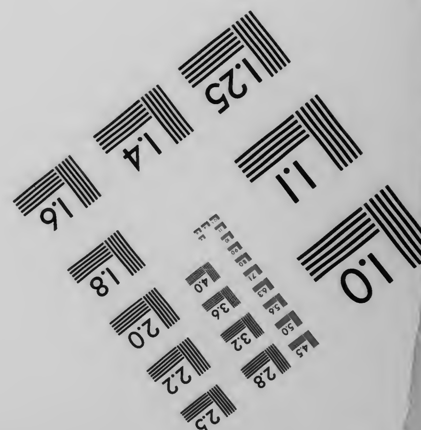












MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Auf der Neige des Lebens.

Auf der Neige des Lebens

oder

Von dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Leben.

Von

A. Schaeffer,
Doktor der Theologie und Konsistorialpräsident.

Deutsche, vom Verfasser autorisierte Ausgabe.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1884.

Vorwort des Übersetzers.

Wir bieten in den nachfolgenden Blättern dem deutschen Publikum eine Übersetzung der neuesten Schrift („Au déclin de la vie“) von Adolf Schaeffer, Dr. theol. und Konsistorialpräsident in Kolmar im Elsaß.

Der Autor, welcher der deutschen Lesewelt wohl zuerst durch einen Aufsatz im „Daheim“ (Nr. 4, 28. Oktober 1882) näher gebracht wurde, und über welchen ferner Bibliographisches in P. Larousse, Grand Dictionnaire universel au XIXe siècle, T. XIV, Paris 1875; „Biographie nationale des contemporains“ von Gläser, Paris 1878; „Encyclopédie des sciences réligieuses“, publiée sous la direction de M. Lichtenberger, Paris 1882,

T. XIII, p. 187, sich findet, hat seit 1853 eine größere Anzahl von geschichtlichen, moralischen und philosophischen Schriften erscheinen lassen, die ihm einen sehr geachteten Namen unter den protestantischen Schriftstellern französischer Zunge gemacht haben. Über die ersten dieser Arbeiten, welche 1853 unter dem Titel: „De l'influence de Luther sur l'éducation du peuple" erschien, brachte das „Repertorium" u. s. w. von Reuter (1854, S. 20 bis 27) einen ausführlichen Artikel, welcher anhebt wie folgt: „Luthers Verdienste um die Volksbildung haben, wie oft sie auch bereits gepriesen wurden, gewiß selten eine so liebevolle und so umfassende Würdigung erfahren, wie es in diesem Buche geschieht; und je weniger bisher in Frankreich ein rechtes Verständnis der deutschen Reformation und ihres Trägers verbreitet gewesen ist, desto mehr freuen wir uns einer Darstellung, die, aus gründlicher Kenntnis der Werke Luthers und der ganzen auf den Gegenstand bezüglichen Litteratur hervorgegangen, Luthers Thätigkeit für die Volksbildung so wahr und treu, so lebendig und warm den Lesern

zur Anerkennung empfiehlt, daß dieselbe jenseits des Rheines vielen ein ganz anderes Urteil als bisher abgewinnen, viele aus dem Bann schwerer Vorurteile befreien dürfte. . . ."

Den zahlreichen Schriften, die dieser ersten gefolgt sind (wir erinnern nur an: „Essai sur l'avenir de la tolérance", Paris 1859, welches Buch in das Holländische übertragen wurde; „De la bonté morale ou Esquisse d'une apologie du Christianisme", précédée d'une lettre de M. Ed. Laboulaye, Paris 1868; „Les Huguenots du XVI[e] siècle", Paris 1870), wurde neuestens die hier übersetzte hinzugefügt und mit bedeutendem Erfolg veröffentlicht. Eine Ausgabe von 1100 Exemplaren war in wenigen Monaten vergriffen. Eine Übertragung ins Englische erschien bei Elliott Stock in London.

Die religiöse Presse Deutschlands, Englands, Frankreichs und der Schweiz hat das neue Werk Schaeffers fast einstimmig auf das wohlwollendste begrüßt. Blätter der verschiedensten religiösen Färbungen heißen es mit gleicher Anerkennung will-

kommen. So weit der Raum es gestattet, führen wir einige der bezüglichen Urteile an:

„Schaeffer, der ausgezeichnete Pfarrer von Kolmar, bedarf keiner Vorstellung. Sein litterarischer Ruf datiert weit zurück, und um nur von seinen Hauptwerken zu reden, so sind sein „Essai sur l'avenir de la tolérance", seine Schrift: „De la bonté morale" und seine „Huguenots du XVI[e] siècle" noch in aller Erinnerung. Diese Bücher, in denen der Autor die größte geistige Unabhängigkeit und die größte Weite der Anschauung mit einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an die Reformation und an das Evangelium zu verbinden gewußt hat, haben ihm dauernd eine Ausnahmestellung über den Kontroversen der Parteien in unserer evangelischen Litteratur gesichert. Das neue Werk, welches wir ankündigen, wird seinen Vorgängern nicht nachstehen. Man fühlt darin, und in noch höherem Grade, das Wehen desselben religiösen, offenen und freien Geistes; Schaeffer ist gleichzeitig Forscher und Christ: das eine beeinträchtigt bei ihm niemals das andere...." („Revue Chrétienne", 5. November 1882.)

„Dieses Buch könnte ebenso gut die Morgenröte des Lebens heißen, denn wenn wir darin auch die Neige des gegenwärtigen Lebens vor uns sehen, so erstrahlt uns doch daraus zugleich das ewige Leben, und dies bildet das Interessante und den Reiz dieser Erzählung.... Man muß es in dem in jeder Hinsicht so anziehenden Werke Schaeffers lesen, wie der Pilger zu den Pforten des Himmels gelangt.... Man fühlt, daß Schaeffer in diesem edel gehaltenen Buche das Beste aus seinem Denken und Leben niedergelegt hat. Er hat sich selbst aufklären und stärken wollen, um Kraft und Leben zu werden. Möge er seine Belohnung in der Gewißheit finden, daß seine Schrift Frieden und Zuversicht in redliche, aber beunruhigte Seelen tragen wird." („Le Christianisme au XIX[e] siècle", 24. November 1882.)

„Wir halten das Werk Schaeffers als der Beachtung aller derer wert, die sich mit den letzten Dingen beschäftigen. Wir möchten es auch gerne jenen praktischen Positivisten in die Hand geben, welche die Erde und dieses kurze Leben als den

Horizont alles Seins betrachten.... Es würde ihnen gut thun, wenigstens einige Stunden in einer Sphäre zu weilen, die, was sie auch darüber denken mögen, die natürliche Sphäre ihrer Seele ist." („Semaine religieuse de Genève", 9. Dezember 1882.)

„Ohne eine Erbauungsschrift zu sein, muß diese Schrift ihrer Natur nach erbauen; ohne ein philosophisches Werk zu sein, berührt sie die höchsten philosophischen Fragen; ohne endlich ein theologisches Werk zu sein, behandelt sie die kontroversesten Probleme...." („Journal de Genève", 2. Dezember 1882.)

„Die Seiten dieses Buches decken sich mit den großen Seiten des Lebens. Es ist in der psychologischen Methode geschrieben. Dem Anschein nach ist es nur Kinderspiel, in Wahrheit aber eine schwere Aufgabe, deren völlige Lösung weit mehr Kunst erfordert, als man glauben möchte.... Leicht zu lesen, hochinteressant und von vollkommen ernster Haltung, gebührt diesem Werk nicht nur ein Platz in einigen Gemeindebibliotheken, sondern vielmehr in

einer jeden Sammlung, die der ernsten, nachdenkensfähigen Jugend bestimmt ist...." („Journal du Protestantisme", 3. u. 10. November 1882, Paris.)

Die sämtlich sympathischen Beurteilungen der „Renaissance" (1. Dezember 1882, Paris), der „Alliance libérale" (28. Oktober 1882, Genf), des „Progrès religieux" (2. Dezember 1882, Straßburg), des „Journal des Débats" (8. Januar 1883), des „Evangelisch-protestantischen Kirchenboten für Elsaß-Lothringen" (Nr. 46, 18. November 1882, Straßburg), des „Elsässischen evangelischen Sonntagsblattes" (Nr. 42, 15. Oktober 1882, Straßburg), der „Protestantischen Kirchenzeitung" (Nr. 20, 16. Mai 1882, Reimer, Berlin), des „Elsässer Journals" und „Niederrheinischen Kouriers" (Nr. 229, 28. September 1882), der „Revue suisse" (Mai 1883) u. s. w. dem Wortlaut nach mitzuteilen, müssen wir uns leider versagen. Möge das Buch für sich selbst reden!

G. A. Hirn,

Korrespondent des „Institut de France“, Mitglied der Akademieen von Belgien, Schweden ꝛc.

an den Verfasser.

Lieber Freund!

Als ich unlängst in einer gewissenhafter Betrachtung gewidmeten Arbeit zum Pfarrer *** sagte: „Lassen Sie uns, jeder auf seinem Wege, unser gemeinschaftliches Ziel verfolgen ...“ *), ahnte ich nicht, daß das erdichtete Wesen, an welches ich mich zu richten glaubte, so bald in der Person eines meiner Freunde Leben gewinnen und ein dem meinigen parallel laufendes Werk in die Welt senden würde.

Ist das lebende, denkende und fühlende Wesen berufen, seine irdische Existenz zu überleben?

---

*) „La vie future et la science moderne“, gr. 8°, 1882.

Dies ist die ernste, seit Tausenden von Jahren schwebende Frage, auf welche wir beide, auch außerhalb des Glaubensgebietes allein, eine bejahende Antwort gesucht haben: ich in den erhabenen Regionen der Wissenschaft, wo nach der Ansicht vieler nur Hypothese und Nebel herrschen; Sie hauptsächlich auf dem Gebiet der Thatsachen des täglichen Lebens, auf welchem wir alle Zeugen, Darsteller und endlich die Opfer eines unerbittlichen allgemeinen Gesetzes sind. Da ich Erscheinungen behandelte, die zum großen Teil Errungenschaften der neueren Wissenschaften sind, oder die wenigstens durch sie besser erforscht wurden, so hatte ich verhältnismäßig leichtes Spiel, um etwas Neues hervorzubringen. Ihre Darstellung, im Gegenteil, war nur um so schwieriger und gefährlicher, weil sie sich auf greifbarere, allgemein bekanntere, ich möchte sagen bescheidenere Grundlagen stützte. Gestatten Sie dem Gelehrten, das Werk eines Mannes willkommen zu heißen, den er im Verlauf seiner Diskussionen sehr unbescheidenerweise zu den Laien gezählt haben würde. Glauben Sie mir, unser Schicksal wird sich in mehr als einem Punkte gleichen. Ihr Kind wird Lob und zu gleicher Zeit Tadel erregen. Manche werden es hübsch, manche häßlich, andere zu einfach oder zu anspruchsvoll finden ..., was weiß ich?

Machen Sie Sich auf die widersprechendsten Urteile gefaßt. Die große Anzahl der ehrlich und gemäßigt Denkenden wird Ihnen Dank wissen für das, was Sie für sie gethan, und Sie werden Sich über die ungerechte Kritik trösten. Man kann, nach dem Sprichwort, es nicht allen Menschen unrecht machen. Sollte Ihnen jedoch irgendein herbes Wort zu sehr zu Herzen gehen, so weisen Sie es ohne Verzug an den Naturforscher zurück, der durch seinen Beruf mehr an Wetterlaunen und Blitzschläge gewöhnt ist.

Soll ich es Ihnen gestehen? eine gewisse Unruhe hat mich ergriffen, als ich Ihr Werk erscheinen sah. Bis zu welcher Grenze, fragte ich mich, wird der Theologe mit dem Manne der Wissenschaft übereinstimmen? Eine Forschungsmethode, die von derjenigen, welche ich verfolgen mußte, ganz verschieden ist, angewandt, um Elemente zu verbinden und zu erläutern, die von den meinerseits zu besprechenden sich ebenfalls gänzlich unterscheiden: welches Auseinandergehen muß daraus entstehen, und Unruhe und Ungewißheit im Geiste unserer gemeinschaftlichen Leser, wer weiß, vielleicht sogar im Geiste des Gelehrten erregen, den das Publikum gleichwohl mit einer so starken Dosis Stolz begnadet! Die erste halbe Stunde Lesens hat hingereicht, mich zu beruhigen.

Auf der Neige seines Lebens, gebeugt von Leiden und Schmerzen, welche viele von uns — leider! — fast vom Anfang ihrer irdischen Laufbahn an gekannt haben, wird Ihr Greis von Zweifeln gequält, denen gegenüber die des rebellistischen Gelehrten fast an Glauben streifen; aber er ist ein Mann von Verstand, der durch die Übel, welche er erduldet, hindurch bald den fernen Schein eines besseren Lebens erblickt; er ist außerdem ein Mann von Herz, und was er hofft, was er sehnlich für sich selber wünscht, das hofft und wünscht er auch für andere Wesen, die der Mensch bis dahin von der endlichen Vergeltung, oder richtiger gesagt, von einer neuen, höheren Lebensentwickelung aus schließen zu dürfen glaubte. Er hat den gesunden Verstand und den Mut, die Rechte derer anzuerkennen, die unser großer Dichter — Naturalist Michelet — unsere untergeordneten Brüder genannt hat, und die, was man allzu leicht vergißt, Gott am Ende des fünften Schöpfungstages gesegnet hat. Diejenigen Ihrer Leser, welche ihm an Herz und Geist ähnlich sind, können ihm hierin nur beistimmen.

— Es ist einer der unendlichen Fortschritte der neueren Wissenschaft, ja, gerade herausgesagt, eine ihrer Wohlthaten, ein- für allemal festgestellt zu haben, daß die Kraft, die den Menschen belebt, die ihn von einer

Maschine unterscheidet, abgesehen von der Stufenfolge, derjenigen gleichartig ist, die einerlei welches andere lebende Wesen von einer solchen unterscheidet. Abgesehen von der Stufenfolge: nach dem Maß von Eitelkeit, mit welchem jeder von uns behaftet ist, können wir die Zwischenräume dieser Stufen als sehr groß oder als sehr klein ansehen; aber es ist dem Maß eines solchen Zwischenraumes eine bestimmte Bedingung gestellt. Er ist endlich. Wir können mit Quatrefages ein unveränderliches menschliches Reich annehmen, auf die Bedingung hin, dann auch ebenso viele Reiche anzunehmen, wie es verschiedene, ebenso unveränderliche Tierarten giebt. Wir können mit dem großen Naturforscher, welchen die Wissenschaft kürzlich verloren hat, annehmen, daß die eine Art sich in eine andere verwandeln könne, und daß es auf diese Weise eigentlich gar keine Arten gebe; aber die erste dieser Hypothesen berechtigt uns ebenso wenig dazu, den Zwischenraum unendlich groß zu machen, als die zweite uns gestattet, ihn unendlich klein zu denken. Dieser Zwischenraum ist endlich. Er ist groß genug, um den Menschen die Größe seiner Bestimmung hienieden erkennen zu lassen; er ist aber zu klein, um ihm zu erlauben, die Rechte der anderen Wesen gegenüber dem Tode zu verkennen.

Da wir über die wesentlichsten Punkte, über die Grundwahrheiten aller Philosophie, einig sind, warum sollte uns ein Auseinandergehen in verschiedenen Einzelheiten beunruhigen? Gott behüte! Einer, den Sie in Ihrem schönen Werk sehr richtig citieren, hat gesagt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. . . .“ Dieses Wort, so erhaben in seiner Milde und Duldsamkeit, sollte vielen Spaltungen der Menschen ein Ende machen. — Ich bin seit langer Zeit der festen Ansicht, mag dieselbe auch noch so parador erscheinen, daß selbst auf dem Gebiete unserer exakten Wissenschaften, so präcis und klar ihr Verfahren auch ist, zwei Denker zugleich im Recht sein können, wenn sie auch über denselben Gegenstand Meinungen haben, die sich gegenseitig auszuschließen scheinen. Durch die begrenzte Kraft unserer Forschungsfähigkeit sehen wir in der That die Dinge nur von einer Seite, nicht ihr Ganzes; wir bilden uns leicht ein, diese Seite sei die einzige, und erklären diejenigen für im Irrtum befangen, welche, beschränkt wie wir, die Dinge von einer andern, vielleicht ebenso richtigen Seite ansehen. Dieselbe Erscheinung, auch wenn sie vollkommen identisch mit sich selbst bleibt, kann verschiedene Ursachen haben; zwei verschiedene Erscheinungen können eine gemeinschaftliche Ursache haben, und sich

nur durch Umstände, die uns entgehen, verschiedenartig gestaltet haben. Infolge unserer Unvollkommenheit oder unserer begrenzten Kraft wollen wir gewaltsam die Einheit da herstellen, wo die harmonischeste Verschiedenheit herrscht.

Ebenso verhält es sich, und mit viel stärkerer Begründung, wenn wir das Gebiet der einigermaßen handgreiflichen und erweislichen Dinge verlassen, um uns Problemen zuzuwenden, vor welchen unsere intuitive Kraft, unsere Einbildungskraft sogar sich als ohnmächtig erkennen sollte. Handelt es sich um unsern zukünftigen Zustand, um die Art und Weise unserer Existenz außerhalb unseres irdischen Organismus, oder um die große Frage über den Lohn und die Strafe, die wir am Ende des Weges finden können, so hält ein jeder das ausschließlich für wahr, was seine besonderen Fähigkeiten ihm sich vorzustellen erlauben, und beansprucht von da aus, seine Erkenntnis ohne Unterschied auf die ganze Welt zu übertragen, anstatt sich bescheidentlich zu sagen, daß ein anderer, mit verschiedenartigen Fähigkeiten begabt, anders sieht, andere Anschauungen hat, und mit demselben Grunde sich im Rechte glaubt: vielleicht ebenso sehr im Recht ist! „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. . . .“

Sie sehen, lieber Freund, der Gelehrte ist mehr

bereit, sich zu vergleichen, und weniger stolz, als ihn die Laien verschreien. Ich für meine Person gehe hier noch einen großen Schritt weiter. In Ihrem Buche ist eine Stelle, die für alle unsere denkenden Leser eine ausdrückliche Spaltung zwischen uns festzustellen scheint. Ich will versuchen, nicht den Widerspruch aufzuheben, sondern ihn auf seine richtigen Verhältnisse zurückzuführen.

Durch den natürlichen Gang Ihrer Darstellung fanden Sie Sich einer der schrecklichsten Versicherungen gegenüber, die aus dem Wortlaut der heiligen Schrift hervorgegangen sind: dem furchtbaren — der rebellistische Gelehrte würde sagen abschreckenden — Dogma von der Ewigkeit der Strafen, und Sie haben nach einer zugleich mit dem Geist der heiligen Schrift und den Hoffnungen des Herzens übereinstimmenden Lösung gesucht.

In einer meiner eingehendsten Arbeiten allgemeinwissenschaftlichen Inhaltes habe ich dieses Dogma in gewisser Weise mathematisch widerlegt. Was uns, so sagte ich, bei der Betrachtung des Universums am meisten in Erstaunen versetzt, ist die Harmonie, das richtige Verhältnis, welches zwischen allen Teilen, auch den vergänglichsten Erscheinungen, besteht. Der Materialist wie der Atheist können diese Thatsache nicht verkennen; sie

unterwerfen sich ihr und sind genötigt, sie zu erklären. Wir sind berechtigt, auf die Existenz eines universellen Schöpfungsgesetzes zu schließen, welches sich über alle Arten der Erscheinung ausdehnt; wir sind auch berechtigt, zu schließen, daß, wenn es in einem andern Leben Züchtigungen und Strafen giebt, wir dort ebenfalls Proportionalität, Harmonie zwischen Ursache und Wirkung, zwischen dem vollbrachten Bösen und seinen Folgen finden werden. Die Unendlichkeit unterscheidet sich nicht, wie die meisten annehmen, durch ein einfaches Übermaß an Größe von der Endlichkeit; sie ist anderer Natur: zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen besteht keine eigentliche Beziehung. Zwischen ewiger, unendlicher Qual und einer endlichen Schuld, sie mag so groß sein, wie sie wolle, würde nicht nur ein Mißverhältnis bestehen, sondern ein Bruch aller Verbindung. Ein Dogma, das den Schöpfer eines solchen Bruches fähig erklärte, wäre nicht allein Lästerung, es wäre Unsinn.

Der Buchstabe dieses finstern Dogmas führt zu einer Epoche zurück, wo der Ausdruck ewige Qual ebenso wenig das Unendliche der Strafe bedeuten konnte, wie die sieben Schöpfungstage des ersten Buches Mosis wirkliche Tage bedeuten. Gewisse Leute — man hat

sie im Lauf der Jahrhunderte nur zu oft am Werk gesehen — glauben die besondere Mission zu haben, die Vermittler des göttlichen Zornes zu sein, und bilden sich ein, dem höchsten Richter um so mehr zu gefallen, je mehr sie ihm ihre eigenen, fanatisch-grausamen Gefühle unterschieben. Daß diese Leute dekretieren, ein endlicher Zeitraum sei zu kurz, um diejenigen zu bestrafen, welche nicht mit ihnen übereinstimmen, ist natürlich; lassen wir sie bei ihrem Werke. Dem guten, redlichen Menschen aber ist es absolut unmöglich, zu begreifen, wie der Gedanke des Verbrechens in der Seele entsteht, noch wie er in die That übergeht. Er schreckt vor dem bloßen Gedanken daran zurück und überläßt das Maß der Strafe Dem, der den Gerechten und den Verbrecher frei geschaffen hat und allein wissen kann, was sie beide verdienen.

Infolge einer solchen Widerlegung haben selbstverständlich die Anathemen, die Donnerkeile, wie gewöhnlich von frommen Händen geschleudert, mich nicht verschont. Keiner dieser Schläge ist indessen tödlich gewesen, und der Gelehrte lebt noch, unbekehrt und fest davon überzeugt, daß die göttliche Barmherzigkeit nicht auf ewig irgendeinem Geschöpf, selbst nicht dem entartetsten Wesen, versagt bleiben wird.

Sie, lieber Freund, durften nicht so scharf argumentieren; aber da bei Ihnen der Mann von Herz immer über den Theologen obsiegt, wenn Sie Sich im Streit über ein Textwort befinden, so haben Sie eine versöhnende Lösung gesucht.

Unsere Unsterblichkeit, sagen Sie, ist eine bedingte, fakultative. Sie wird uns nur zuteil, wenn wir ihrer würdig sind; die Seele des Menschen, der sich hienieden durch Laster und Verbrechen hat herabwürdigen lassen, wird vernichtet werden.

Sie bringen diese Lösung, wie ich willig zugebe, nur mit der äußersten Reserve vor, als Denker, und in der Anwendung geben Sie, als Mann von Herz, den durch die göttliche Gnade gesetzten Ausnahmen einen möglichst großen Anteil.

Kann eine Seele sich vernichten?

In meiner Schrift über „Das zukünftige Leben und die neuere Wissenschaft" habe ich das Grundprinzip aufgestellt: daß kein Wesen, welches einmal das Dasein empfangen hat, aus sich selbst in das Nichts zurücktreten könne. Aus sich selbst, das heißt ohne einen neuen schöpferischen Akt, der dem ersten geradezu entgegengesetzt wäre. — In der Welt der physischen Erscheinungen, und seit der Erschaffung aller Dinge hat niemals ein solcher

negativer Akt stattgefunden, und gerade dadurch ist bei den Männern der Wissenschaft die Zähigkeit ihres Glaubens an die Dauer der Substanz überhaupt entstanden. Dieser Glaube dehnt sich notwendigerweise auf das Gebiet der psychischen Erscheinungen aus. Dem Gelehrten die substantielle Realität der Seele beweisen, heißt ihm die Dauer derselben beweisen. Die Diskussion kann sich nur noch auf die Eigentümlichkeiten, auf Form und Funktionen dieser Substanz in einer andern Sphäre, in einer andern Welt erstrecken. Für den ehrlichen, denkenden Menschen, für jeden Menschen, der sich hinreichend in Frieden mit seinem Gewissen befindet, um die Zukunft nicht zu fürchten, ist die Unsterblichkeit der Seele, ihre Fortdauer als eine denkende und sich ihr selbst bewußte Einheit, eine notwendige Folge der Existenz Gottes. Wir können keinen Augenblick daran zweifeln, daß der Schöpfer die Macht hat, uns zu vernichten, aber wir können ebenso gewiß sein, daß er sie nicht ausüben wird. — Sollte es indessen Ausnahmen hiervon geben? Anstatt den verhärteten Sünder einer auch nur zeitlichen Qual zu überantworten, anstatt ihm den Himmel, der der Gerechten und Unschuldigen wartet, zu versagen, — würde der Schöpfer wohl durch einen Akt der höchsten Gnade sich dem heißesten Wunsche des Schul-

digen zuneigen und das Bewußtsein seiner Individualität erlöschen lassen?

Sobald das große, feierliche Problem also aufgestellt wird, tritt infolge der bejahenden Antwort, welche Sie auf diese Frage geben, nur eine einfache Meinungsverschiedenheit, keineswegs aber ein Auseinandergehen der Prinzipien zwischen uns hervor.

Lassen wir die Spaltungen, welche über so ernste Fragen zwischen Denkern existieren mögen, im Dunkel.

Erlauben Sie mir zum Schluß noch den einen, sehr lebhaften Wunsch auszusprechen: Möge Ihr so ursprünglich aus dem Grund Ihres Herzens hervorgegangenes Buch manchen ehrlichen, aber beunruhigten Seelen Zuversicht und Frieden bringen. Das wird, wie ich weiß, der schönste Lohn sein, den Sie Sich wünschen können.

Ihr herzlich ergebener

G. A. Hirn.

Kolmar, Juni 1882.

Vorwort des Verfassers.

Was ist vom zukünftigen Leben zu halten?

Giebt es ein solches? und wenn es eines giebt, welches sind seine Bedingungen?

Unter allen den menschlichen Geist beschäftigenden Fragen ist diese ohne Zweifel eine der wichtigsten.

Bei manchen erregt sie nur ein Achselzucken; sie verweisen sie zu jenen Problemen, die niemals gelöst werden können.

„Und dennoch“, sagt einer der bedeutendsten Philosophen unserer Zeit, „wird der menschliche Geist sich niemals dieser schönen, dieser grausamen Fragen enthalten. Nie wird das Herz vor dem leblosen Körper einer Gattin oder eines Sohnes

stumm bleiben: es wird den Geist befragen, ihn quälen, bis es eine Antwort von ihm erhält. Diese Antwort wird nicht jeden befriedigen, vielleicht nicht einmal den, der sie sich selber giebt; aber es ist schon ein verdienstliches und erfreuendes Werk, wenn eine Seele sich in diese großen Probleme vertieft; man erwirbt sich die Unsterblichkeit, indem man sie sucht." *)

Nach vielen anderen habe auch ich dieser „grausamen Frage" manche Nachtwache gewidmet. Ich bin — man erlaube mir das Geständnis — zu einer freudigen, festen Überzeugung gelangt. Ich hoffe, alle diejenigen daran teilnehmen zu lassen, welche zugeben, daß neben dem mathematischen auch der moralische Beweis seinen Wert hat.

Aber wie dahin gelangen, in denen, die meine Arbeit lesen werden, ein Gefühl zu erzeugen, das ich für außerordentlich geeignet halte, um das gegenwärtige Leben zu erklären, und dasselbe, das oft so schwer auf uns liegt, freudig zu ertragen?

*) P. Janet in der „Revue des Deux-Mondes", Mai 1863, S. 435.

Für wen soll ich schreiben? Für die Philosophen? Für die Theologen? Nur für solche, die halb überzeugt sind oder für die Ungläubigen? Für die Gelehrten oder für die so zahlreiche Klasse derer, die kaum Zeit haben, gründlich über die Schwierigkeiten nachzudenken, welche die Frage von der Seele hervorruft?

Ich bin nach reiflichem Nachdenken zu folgendem Entschluß gekommen.

Anstatt in gelehrter, methodischer Weise die Gründe darzulegen, welche für ein zukünftiges Leben sprechen, habe ich es vorgezogen, sich dieselben in der Erzählung, die ich hier veröffentliche, selbst entwickeln zu lassen. Hierin, glaube ich, liegt die Originalität meines Buches; meines Wissens hat man nie versucht, auf die Frage von dem zukünftigen Leben die, wenn ich so sagen soll, gewissermaßen Sokratische Methode anzuwenden.

Indem ich in dieser Weise vorging, war es meine Absicht, allen nicht ganz der Kultur des Geistes Ermangelnden die wesentlichen Beweisgründe zugänglich zu machen, auf welche sich der Glaube an das zukünftige Leben stützt.

Daher die Einfachheit der Form, die Nüchternheit des Gedankens.

Daher auch die wenigen Bemerkungen, mit denen ich den Text begleitet habe, während es mir ein leichtes gewesen wäre, hier Belesenheit zur Schau zu stellen.

Daher endlich die ausgedehnteren Anmerkungen des zweiten Teiles meines Werkes; sie werden denen meiner Leser willkommen sein, die das schwierige Problem, welches ich studiere, tiefer zu ergründen wünschen.

Die bibliographische Notiz am Schluß hat den Zweck, unter den unzähligen Werken, die über die Seele und ihre zukünftige Bestimmung erschienen sind, die beachtenswertesten zu bezeichnen.

Ich brauche kaum zu sagen, daß ich, wenn ich den Greis, den ich hier auftreten lasse, auch nicht gekannt habe, doch die Züge seiner Physiognomie hier und dort entlehnt habe. Die in meiner Erzählung vorkommenden Personen könnte ich nennen; ich bin Zeuge der meisten Thatsachen gewesen, denen man darin begegnen wird; ich habe die Betrachtungen, die Urteile, die Einwendungen, die ich in meiner Geschichte reproduziere, selbst machen hören. Mein ganzes Verdienst — wenn von Verdienst zu reden ist — besteht darin, die Details, denen ich einzeln rings um mich her begegnet bin, zu einem zusammenhängenden Bilde vereinigt zu haben.

Wie bestimmt ich mich auch über manche Frage, z. B. über die fakultative Unsterblichkeit, geäußert habe, so bin ich doch in der Überzeugung, daß die wahre Weisheit zuweilen darin besteht, zu schweigen und eher die eigene Unwissenheit zu bekennen, als

laut die Stimme zu erheben, über andere sehr zurückhaltend gewesen.

Noch ein letztes Wort.

Man würde sich sehr in der Voraussetzung irren, daß ich mich nur an diejenigen wende, die schon das Entschwinden des Lebens fühlen.

Nein. Vielmehr möchte ich der Jugend diese Blätter widmen. Gerade wenn man einen Weg antritt, thut man gut daran, sich zu orientieren; gerade beim Eintritt in das Leben ist es wichtig, dessen Sinn zu erfassen und dessen Endzweck zu erforschen. Und wer weiß auch, wie viele Tage ihm noch zu leben vergönnt sind?

Möge also dies kleine Buch dazu beitragen, die Überzeugung bei den einen zu erwecken, bei den anderen zu stärken, daß der ausgezeichnete christliche Philosoph Pascal mit vollem Recht gesagt hat: die Gleichgültigkeit derer, die ihr Leben

verbringen, ohne an das Ende zu denken, welches sie erwartet, versetze ihn in Erstaunen und Schrecken. Er nennt sie „Ungeheuer“.

Ist das zu viel gesagt?

Inhaltsverzeichnis.

Auf der Neige des Lebens.

3. Juli 1879.

Am heutigen Tage werde ich siebzig Jahre alt.

Welch' schwere Bürde!

Und man hat mir Glück und langes Leben gewünscht! . . . Ach, niemand weiß, wie schwer das Leben manchmal auf mir liegt.

Wozu bin ich noch gut? Ich habe keinen Grund, mir ein noch längeres Dasein zu wünschen, und so viele, die mich den Tod ersehnen lassen.

Ich gleiche einer Ruine, die sich nur noch mit Mühe aufrecht erhält. Die Zeit zerstört sie, Stück für Stück. Es brennt in ihr ein flackerndes Licht, ein Funke, der jeden Augenblick zu erlöschen droht . . . und man wünscht mir ein langes Leben!

Und doch, ich mag wollen oder nicht, ich muß weiter leben!

Nun denn, so will ich es versuchen.

Armer Mann, fasse Mut!

Juli.

Ich habe von Mut gesprochen: habe ich zu viel gesagt?

Ich will mich in mich selbst vertiefen, und mich einmal kalten Blutes untersuchen.

Da sehe ich, wie sich meine Sinne mehr und mehr abstumpfen. Nur noch in der Erinnerung kenne ich die lebhafte Empfänglichkeit für jeden Eindruck, der ich in früheren Zeiten so manchen großen Genuß verdankte. Mein Gesicht ist erträglich geblieben, doch mein Gehör leidet unter jedem Temperaturwechsel. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich bald ganz taub sein. Ein rheumatisches Leiden, das mich nur selten einige Tage frei atmen läßt, preßt mir zuweilen einen Schmerzenslaut aus . . . und erst dieses Asthma, das mich beklemmt! . . . Was ist aus dem Leben geworden, das wie ein kräftiger Strom durch meine Adern rollte? Es ist nur noch ein schwacher Wasserfaden, der bald für immer versiegen wird. . . .

Ist das alles?

Mein Gedächtnis spielt mir sonderbar mit! Ich brauche lange Zeit, um den gewöhnlichsten Ausdruck zu finden; ich erinnere mich nur unvollkommen der Einzelheiten des gestrigen Tages; aber plötzlich — besonders in der Nacht — erscheinen Erlebnisse, welche bis zu meiner Kindheit zurückreichen, Ideeen, die ich mir vor langen Jahren zueigen gemacht habe, auf dem dunkeln Grunde meiner Seele; . . . wo haben sie geschlummert? was hat ihr Erwachen herbeigeführt?

Mein Denkvermögen funktioniert nur langsam, meine Einbildungskraft umdunkelt sich und wird nur in langen Zwischenräumen durch einen schnellen Blitz erhellt!

Mein Herz wird stumpf. . . .

Mit einem Wort, es ist eine langsame, traurige Erstarrung, die sich meiner unmerklich bemächtigt.

Welch trübes Leben! [1])

Juli.

Und dennoch gehöre ich nicht zu den unglücklichsten Menschen, bei weitem nicht!

In meiner Nähe wohnt eine vom Alter ganz gebeugte Frau. Zuweilen macht sie einen kleinen Gang in ihren Garten hinaus. Kaum reichen die beiden Krücken, auf die sie sich stützt, hin, um sie einigermaßen aufrecht zu erhalten; bei jedem Schritt hält sie ein, um Atem zu schöpfen. . . . Zudem scheint sie, der außerordentlichen

Einfachheit ihrer Kleidung nach zu schließen, auch noch arm zu sein. Ich stelle sie mir jung und hübsch vor: wie traurig ist dieser Verfall der Lebenskräfte!

Und wie viel Krankheit findet sich nicht allerorten! wie viel Seufzer steigen nicht gen Himmel!

Ich denke an das Asyl von Laforce in der Dordogne, das ich vor drei Jahren besuchte. Mir ist, als sähe ich noch jetzt alle die Fallsüchtigen und Idioten, alle die unheilbaren Kranken, welche die christliche Liebe dort aufgenommen hat, vor mir; diese armen menschlichen Wesen, deren ganzes Leben eine ununterbrochene Kette von Leiden ist. . . . Das Herz könnte mir dabei brechen!

Juli.

Heute will ich versuchen, meine Vergangenheit wieder aufleben zu lassen.

Meine Bücher, diese treuen Freunde in guten und bösen Tagen, erinnern mich daran.

In den obersten Fächern meiner Bibliothek sehe ich ein paar alte, vergilbte Bände, die mir meine Kindheit, meine erste Jugend zurückrufen. . . .

Das war eine schöne Zeit! Wie strömte da das übersprudelnde Leben durch meine Adern! Wie schien mir

da die Natur so schön, und wie gut kamen mir die Menschen vor! Und unsere kindlichen Spiele alle, das atemlose Jagen hinter den Schmetterlingen her, unsere tollkühnen Streifereien in die Berge, der von der sinkenden Sonne purpurn gefärbte Himmel, die Blumen, die uns mit ihren süßen Düften berauschten, die leichten Aufgaben, die eine nach der andern in unserm Geist Bilder und Ideeen wachriefen, welche wir für die Wahrheit selbst hielten, der tiefe Schlaf, der unsere Kräfte so wunderbar stärkte, und endlich, morgens und abends, das Gebet und der sanfte Kuß unserer Mutter . . . o glückliche Zeit!

Und dennoch, selbst in jenen Tagen war der Himmel nicht wolkenlos.

Besonders deutlich erinnere ich mich des Todes meiner Schwester, die ich so zärtlich liebte! Ohne alles ganz verstehen zu können, war ich Zeuge der Herzensangst und der Thränen meiner Eltern. . . . Und einen Augenblick lang sah ich die kalte Hülle, die man in ihren kleinen Sarg schloß und mit Erde bedeckte . . . ich schluchzte bitterlich!

Wie oft zog sich mir seitdem das Herz krampfhaft zusammen, wenn ich an mein kleines Mariechen, die liebe Gefährtin meiner Spiele, dachte!

Ich gehe hinweg über meine Jugend, über die stürmischen Jahre, wo das Blut in den Adern gärt, wo die höchsten Regungen des Herzens von allen Seiten an unübersteigbare Hindernisse stoßen, wo der Geist sich aufschwingt und in dem Durst nach Wahrheit überschäumt ... edele Bestrebungen, ganz von Poesie verklärt, doch nur zu oft ohnmächtig und durch die bittersten Enttäuschungen gelähmt!

Ach, ihr lieben Bücher alle, die ich mir gegenüber in den Fächern erblicke! Virgil und Lucrez, Rabelais und Corneille, Goethe und Lessing, Dante und Shakespeare, Thiers und Michelet, Musset, Lamartine und Hugo, alle ihr großen Historiker, Poeten, Philosophen, ihr Zeugen meines heiligen Ringens nach dem Schönen und Wahren, wie oft habe ich Zwiesprache mit euch gehalten! Wie oft habt ihr mich bald die Unendlichkeit des Sternenhimmels, bald die Unendlichkeit meines eigenen Herzens durchforschen sehen, mit dem Streben, dahin zu gelangen, den uns von allen Seiten umgebenden Aberglauben und Irrtum, und die unwandelbare Wahrheit von einander zu unterscheiden!!

August.

Meine geliebten Bücher erinnern mich noch an andere Dinge. Mit fünfundzwanzig, dreißig Jahren, in jener Zeit, da ich mein ganzes Glück in ihnen fand, lebten mir zur Seite einige Freunde, die, gleich mir, danach strebten, die Wahrheit zu erkennen, alle ihre Fähigkeiten zur Anwendung zu bringen und sich eine Stellung in der Welt zu erwerben.

Wir bildeten eine Phalanx von jungen Leuten, die, wie ich heute wohl sagen darf, voll Eifer waren, sich einen Namen zu machen und einen ehrenhaften Platz in der Gesellschaft zu erringen. Ach, meine Freunde, was ist aus euch geworden?

Einer nach dem andern ist von der Bildfläche verschwunden. Sie sind zurückgeblieben auf dem Wege, fern, ach wie fern von dem Ziel, das sie verfolgten! Von etlichen habe ich die Spur verloren, sie sind ausgegangen, um das Glück unter einem andern Himmelsstrich zu suchen. Einige sind jung, fast noch im Frühling ihres Lebens, gestorben. Andere haben, von einem mißgünstigen Geschick verfolgt, im Tode den Engel der Befreiung begrüßt. Einer der letzten Überlebenden, zwei Jahre älter als ich, ist auf einer Seite gelähmt, und

seit mehreren Monaten an das Schmerzenslager gefesselt.... Ich bleibe fast allein zurück, um sie zu beweinen.

Noch mehr. Ich hatte eine geliebte Frau gefunden; morgen wird es zehn Jahre, seit sie mir in das Grab voranging. Der einzige Sohn wurde unserer Liebe nur allzu früh entrissen . . . und ich! ich lebe!

September.

Heute, da es mir der nebelige Herbsttag unmöglich macht, einen Schritt ins Freie zu wagen, und da meine Gebrechen mich mehr als gewöhnlich plagen, finde ich mich wieder meinen lieben Büchern gegenüber.

In den untersten Fächern stehen meine Werke über die Rechtswissenschaft; sie erinnern mich an meine juristische Laufbahn.

Ich war ein unbescholtener, geachteter Richter, und doch bin ich nicht ganz sicher darüber, ob ich immer einzig und allein meinem Gewissen gefolgt bin, wenn ich ein Urteil zu fällen hatte.... Es ergreift mich eine eigentümliche Unruhe, wenn ich an den Tag denke, an dem meine entscheidende Stimme genügt hat, um einen Menschen zu verurteilen, dessen Schuld mir nicht vollkommen klar vor Augen lag. Er hatte mich einst mit

beleidigenden Worten gekränkt, und ich fürchte sehr, daß ich mich nicht von der Gerechtigkeit, sondern von dem alten Groll leiten ließ, als ich mich fünf Jahre später zu seinen Ungunsten aussprach. Wie schwach sind wir Sterblichen!

Und ferner, wenn ich mir mein öffentliches Leben zurückrufe, wenn ich der Menschen gedenke, mit denen ich ehemals in Beziehung stand, der Dienste, die ich vielen geleistet, der so zahlreichen falschen Versprechungen, mit denen man mich überhäufte, so faßt mich noch jetzt die Entrüstung. Die Menschen sind zu undankbar, zu schlecht! Unter zehn, unter zwanzigen vielleicht findet man kaum einen wirklich schönen Charakter. Ja, der Eigennutz ist die geheime Triebfeder, welche die meisten bewegt. Hier vor allem gilt das Sprichwort: „Der Schein trügt." Der Eigennutz ist die Regel, die selbstlose Tugend ist Ausnahme, und sogar die uneigennützigsten Menschen sind es bei weitem nicht immer. Eine traurige Wahrheit, aber es ist die Wahrheit.

September.

Die Bilder hier an den Wänden und die Andenken in meinem Glasschrank sind mein liebster Besitz.

Sie vergegenwärtigen mir die schönsten Gegenden, die ich je besucht habe.

Wie soll ich die Gefühle ausdrücken, mit denen ich sie jedesmal betrachte! Es zieht mir wie ein Freudenstrahl durch die Seele, aber auch wie bitterer Schmerz.... Ihr stolzen, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Alpen und Pyrenäen, ihr steilen Berghänge, ihr düstern Wälder und gähnenden Abgründe, ihr lachenden Triften, ihr brausenden Ströme, nie werde ich euch wiedersehen.... Ihr ruft mir die schönsten Augenblicke meines Lebens zurück, und diese Augenblicke sind dahin, auf ewig dahin!

Ist es das grämliche Alter, das hier aus mir spricht? Nein. Ich rede die Wahrheit. Die seltenen Freuden, die uns den Lebensweg verschönen, fliehen so rasch dahin und hinterlassen uns mit der lieben Erinnerung auch bittern Schmerz. Wenn man wenigstens plötzlich, im Vollbesitz des glücklichen Augenblickes, sterben könnte! Aber langsam altern, und dann, auf der Neige des Lebens — wenn allerhand Gebrechen uns drücken, ohne daß wir hoffen dürfen, je wieder von ihnen befreit zu werden —, dann uns der wenigen glücklichen Stunden erinnern, die niemals wiederkehren: das muß unsere Leiden nur noch erhöhen,

da es die schmerzlichsten Gegensätze in uns wachruft....

September.

Meine sorgsam gebundenen Autographen, alle numeriert und nach dem Alphabet geordnet, bewegen mein Gemüt wieder auf andere Weise.

Dem Datum nach ist das erste von Lamartine, das letzte von Sainte-Beuve. Zwischen diesen beiden finden sich Briefe von George Sand, Dickens, Saint-Marc Girardin, Nefftzer, Saint-Réné Taillandier, Michelet, Thiers, Guizot, O. Wildermuth, Quinet, Montalembert, Lacordaire, und noch dreißig andere, die aus mehr oder minder berühmten Federn stammen. Sie sind alle an mich selbst gerichtet ... es sind einfache Billets und ausführliche Briefe über die ernstesten Themata darunter.... Welche Ideeen alle haben diese Geister bewegt! Ihre Gedanken haben sich der Menge mitgeteilt und sehr dazu beigetragen, die allgemeine Geistesrichtung der heutigen Gesellschaft zu bestimmen. Man kann von jedem einzelnen unter ihnen kühnlich sagen, daß er zu den etwa hundert Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts zählt, die als Dichter, Litteraten, Philosophen oder Politiker

einen mächtigen Einfluß auf ihre Generation ausgeübt haben; ein jeder von ihnen trägt einen der weittönenden Namen, die von unzähligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen worden sind und noch ausgesprochen werden.... Kurz, sie sind groß gewesen, durch ihr Talent, durch ihren Genius, groß gewesen, trotz ihrer Irrtümer.... Und ich habe jeden einzelnen dieser Briefe, als ich ihn empfing, mit frommer Andacht gelesen und ihn gehütet, wie man eine kostbare Reliquie, einen wertvollen Edelstein, ein Pfand der Unsterblichkeit hütet....

Und jetzt?

Jetzt muß ich bekennen, daß auch der Ruhm und die Größe dieser berühmten Namen, denen die Menge zujauchzt, mir wie so viel anderes nur eine Eitelkeit mehr scheint....

Man ahnt nicht, was es kostet, sich Ruhm zu erwerben, wie viel harte Kämpfe zu bestehen sind, wie viel Beschwerlichkeiten erduldet werden müssen, um dahin zu gelangen, sich einen Namen zu machen!

Man trete im Geiste an die Seite jener Männer, die auf den Höhen angelangt sind, zu denen die Völker von unten heraufschauen und deren Name durch ihren Ruhm in weite Fernen getragen wird.

Und doch, wie viele Menschen, vielleicht in ihrer unmittelbarsten Nähe, wissen noch nichts von ihnen! Wie viele machen ihnen ihr Verdienst streitig, oder greifen sie gar mit größter Erbitterung an! Wie viele eifersüchtige Nebenbuhler müssen sie aus dem Felde schlagen!

Und wie schnell welkt ihr Ruhm dahin! Wenn sie nicht so glücklich sind, auf der höchsten Höhe ihrer Laufbahn zu sterben, müssen sie erleben, wie die Verleumdung das Abnehmen ihrer Fähigkeiten mit gehässiger Bitterkeit hervorhebt.... Sie fallen noch vor dem Tode der Vergessenheit anheim! Sie sehen andere den Rang in der öffentlichen Meinung einnehmen, der einst ihnen gebührte. Sie waren hoch emporgestiegen, nun steigen sie langsam, aber sicher zur Ebene hinab, bis sie endlich in das Grab sinken.

Wer hätte nicht einmal die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf Berggipfeln von ungleicher Höhe ruhen sehen? Sie vergolden die höchsten Spitzen, wenn dicht unter diesen schon alles in den Schatten zurückgetreten ist; aber nur wenige kurze Augenblicke noch und die Nacht bedeckt auch sie plötzlich mit ihrem schwarzen Mantel. Ebenso ist es mit den weittönendsten Namen. Es bleibt nur eine Frage der Zeit, früher oder später wird ihnen allen, ohne Ausnahme, ein gleiches Los.

Vielleicht, ihr berühmten Männer, wird nach hun-

dert Jahren in irgendeinem Winkel unseres alten Planeten irgendeine gelehrte Verbrüderung mit mehr oder weniger Pomp euer Gedächtnis feiern; vielleicht wird euer Name neben jenen genannt werden, deren Andenken die Weltgeschichte zu verewigen sucht . . . und dann??

Was wird es euch dann nützen? Was werdet ihr davon wissen? Was ist denn der Ruhm? Lohnt sich denn alle die Mühe, die man sich giebt, um sein Haupt von einigen Ruhmesstrahlen umglänzt zu sehen?

Nein, entschieden nein; meine Autographen lassen mich kalt.

Eitelkeit! Alles ist Eitelkeit!

September.

War ich in trüber Stimmung, als ich gestern die vorhergehenden Zeilen schrieb?

Ich glaube nicht.

Wir sind arme, elende Geschöpfe, das ist leider nur zu wahr.

Ob es denn überhaupt der Mühe wert ist, zu leben?

Viele werden zum Leiden, zum beständigen Leiden

geboren. Von ihrer Geburt an sind sie an jedes erdenkliche Elend gefesselt, wie der Galeerensklave an seine Kette.

Und die Glücklichen dieser Welt sind kaum weniger zu beklagen, jener Menschen gar nicht zu gedenken, denen das Leben in wunderlicher Mischung bald frohe Stunden bringt, bald wieder endlose Tage, an welchen die Trübsal mit schwerem Drucke auf ihnen lastet.

Betrachten wir einmal die vom Schicksal Bevorzugten: Gesundheit, Reichtum, Familienglück und Freundschaft sind ihnen beschieden, die Quellen der Kunst und Wissenschaft erschließen sich ihnen, alles Gute und Schöne, was die Erde bietet, ist ihnen reichlich zuteil geworden; aber ist das alles von Dauer? Ist das Leben selbst mehr als ein Hauch, ein verschwindender Schatten? Was wird der morgende Tag euch bringen, ihr Glücklichen? wie viel Enttäuschungen, wie viel Herzeleid? Giebt es ein einziges dauerndes Gut? Und wie wird es im Alter mit euch sein? Ihr schreitet mit strahlender Stirne und lächelnden Lippen voran: wißt ihr denn, was euch dort unten, wo der Weg sich wendet, erwartet? Ach, und was das Härteste ist, ihr werdet euch nicht vor Augenblicken der quälendsten Furcht retten können. . . . Der

Gedanke an den Tod wird euch verfolgen, ihr mögt thun, was ihr wollt, um ihm zu entrinnen....

Man wird mir erwidern, daß ich alles zu pessimistisch ansehe, daß es für jeden Menschen genug Stunden giebt, wo es so süß ist, zu leben....

Aber was bleibt uns von den Freuden, die wir so im Vorübergehen pflücken? Sie gleichen den seltenen Blumen, die man wohl auf weiten Ausflügen sammelt: nach der Heimkehr legt man sie zwischen die Blätter eines Albums, wo sie gepreßt werden, trocknen, Glanz und Duft verlieren, bis sie endlich, zu Staub geworden, dem Buche entfallen, dem man sie anvertraut hatte....

Und wie thöricht ist es, der Erforschung der Wahrheit nachzujagen! Haben die Gedanken nicht auch eine Geschichte? Wie viel läßt denn die Zeit unverändert daran? Was dem achtzehnten Jahrhundert Wahrheit ist, ist dem neunzehnten Irrtum. Welcher Geschichtschreiber [2]) könnte sich schmeicheln, die Geschichte eines Krieges, oder das Leben eines großen Mannes wahrheitsgetreu wiedergegeben zu haben? Wer kann den Ereignissen auf den Grund blicken? Wer kann in den Tiefen der Seele lesen? Die fähigsten Historiker rekonstruieren im großen und ganzen Menschen, wie Dinge; sie sind außer-

stande, mit ihren Forschungen weiter als durch die gröbste Außenseite hindurchzudringen. Die bedeutendsten unter den Philosophen sind diejenigen, welche ein Körnchen Wahrheit entdecken. Nach jeder Antwort auf eine von alle den uns quälenden Fragen erhebt sich ein neues „Warum?“ Die Wahrheit selbst flieht unaufhörlich vor uns. Etliche Elementargrundsätze, etliche Halbwahrheiten, etliche naturwissenschaftliche Axiome, das ist alles, was wir erfassen und mit Sicherheit feststellen können; und wissen wir denn, warum sie bestehen??

Oktober.

Noch einmal: je mehr ich darüber nachdenke, je mehr ich darüber grübele, was das Leben eigentlich ist, um so besser verstehe ich die Seufzer, welche die Menschheit ohne Aufhören gen Himmel sendet, um so mehr gebe ich den Denkern des Altertums recht, die da finden, daß es das Beste wäre, nie geboren zu sein, und daß es für den einmal Lebenden am wünschenswertesten sei, möglichst schnell und auf die schmerzloseste Weise von dieser drückenden Bürde, die man das Leben nennt, erlöst zu werden. Glücklich die Toten! Ihnen ist Ruhe geworden, Ruhe von alle den körperlichen, geistigen und

seelischen Qualen, die, mehr oder minder, früher oder später, das unvermeidliche Los jedes menschlichen Wesens sind!

Ich verstehe die Worte, die Schiller am 10. Februar 1795 an Körner richtete[3]): „Ich muß zu Ihnen kommen; bei Ihnen werde ich das Glück finden, das ich noch nicht kenne. Beweinen Sie mich, der ich Ihnen dies Geständnis ablegen muß: ich bin noch nie glücklich gewesen. Der Ruhm und die Bezeugungen der Bewunderung, die ein Schriftsteller erlangen kann, wiegen nicht einen einzigen der Augenblicke auf, die wir der Liebe und Freundschaft verdanken. . . .“

Ich verstehe Goethes Klage[4]): „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang des Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentlichen Behagens gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte. . . .“

Wie viel Traurigkeit liegt auch in folgenden Worten Sainte-Beuves an Lamartine[5]): „Auf dem Standpunkt der reinen kritischen Vernunft angelangt, und mit be-

trübtem Blick das Absterben meines Herzens verfolgend . . ., sehe ich mich als tot an, ohne daß mich dies irgendwie bewegt und bekümmert. Ich weiß, wie geliebt, wie liebevoll Sie sind, und dieser letzte Punkt, der alles bedeutet und den die Menschen gemeinhin das Herz nennen, ist leider in mir gestorben. Wie fahler Mondschein liegt das Licht des Intellektes auf dieser Grabstätte. . . .“

Lamartine nennt den Ruhm in einem Briefe an seinen Freund Virien „die nichtigste aller Nichtigkeiten“, und dabei entschlüpft ihm folgendes Geständnis (1819): „Am besten ist es noch, nichts zu suchen, sich in die Sonne oder in den Schatten zu setzen und gedankenlos in die Welle zu blicken, die unsere Füße netzt . . .“; Lord Byron bekennt Moore am Ende einer von Heiterkeit übersprudelnden Unterhaltung, daß er sich als den „unglücklichsten der Menschen“ fühle, und giebt zu, daß das Zeitwort, welches er am liebsten konjugiere, sich langweilen[6]) heiße; und so viele andere, gerade unter denen, die das Glück oder der Ruhm mit ihren Gaben überschüttet haben, legen, einer nach dem andern, dieselben von düsterer Schwermut zeugenden Geständnisse ab. Klagen sie nur um der Freude am Klagen willen? Wollen sie die Aufmerksamkeit der Menge dadurch auf

sich lenken? Nein. Sie reden im Namen der Menschheit. Was Millionen Wesen empfinden, ohne daran zu denken, es auszusprechen, weil das schwere Tagewerk ihnen nicht die Zeit läßt, ihre Gefühle zu analysieren, das verkünden sie mit lauter Stimme. Sie machen sich zum Echo des Schmerzensschreies, der ununterbrochen aus jeder Menschenbrust emporsteigt.

Ach! wer wird je das furchtbare Rätsel des Lebens lösen? Warum müssen wir leben? Hat unser Leben einen Sinn? Haben diejenigen unrecht, welche, von überwältigender Mattigkeit ergriffen, mutig und ungestüm ihren Lebensfaden durchschneiden, um in das Nichts zurückzusinken, aus dem sie nur für wenige Augenblicke herausgetreten waren?

Aber ich lästere ... vielleicht ...

Ach! könnte ich doch glauben, könnte ich mich doch im Glauben stärken, könnte ich doch hoffen, begreifen, ein Heilmittel für die Traurigkeit finden, die mich gefangen hält!

Oktober.

Habe ich gestern gelästert?
Aber was ist lästern??

Ich schwanke unaufhörlich zwischen absolutem Zweifel und einer unbestimmten Furcht, mit etwas mir unbekanntem Heiligen zu spielen....

Meine alte Haushälterin fand mich heute Morgen niedergeschlagener als sonst.

Es müssen mir wohl einige Worte entfallen sein, die meine Zweifel und den Geist des Aufruhrs und der Verzagtheit, der sich meiner bemächtigt hat, durchblicken ließen.

„Ach, guter Herr“, sagte sie mit einer ruhigen Zuversicht, die mir wohlthat, „sehen Sie, Gott ist die Liebe, und Er will, daß wir durch dieses armselige Leben eines bessern würdig werden.“

„Was wissen Sie davon!“ fuhr ich auf.

„Zweifeln Sie denn daran?“ fragte sie mit ganz erstauntem Gesicht.

Ich schwieg stille, und sie wagte nicht fortzufahren.

Heute Abend aber, als ich über ihre Worte nachdachte, mußte ich mir mit einem tiefen Seufzer sagen, daß, wenn sie recht hat, ohne Zweifel viele Dinge ihre Erklärung finden würden.

Doch was wissen wir von Gott? Und werden wir jemals wissen, was in der Todesstunde vor sich geht? Hat man je einen Toten aus dem Jenseits wiederkehren

sehen? Ist der Mensch etwas anderes, als ein Geschöpf von etwas höherer Ordnung, als die Tiere um ihn her? Stirbt das Tier nicht augenscheinlich ganz und gar? Wissen wir überhaupt, ob wir eine von dem Körper unterscheidbare Seele haben?

Oktober.

Das Alter hat aber auch sein Gutes.

Außer den aufrührerischen Gefühlen und der Erregung, die in meinem Innern tobt, vernehme ich auch Stimmen, die von Freude und Glück, von großen und heiligen Dingen reden. ...

Was sind wir doch für Wesen! wie elend, und wie groß! Wie unergründlich sind die Tiefen des menschlichen Herzens! Wir kriechen auf der Erde umher und suchen doch unwillkürlich den Himmel mit unseren Blicken. Der Schmerz entreißt uns Wehklagen und wir erbeben in Wonneschauern.....

Eine friedliche Stille erfüllt meine Seele in diesem Augenblick.

Je schwieriger es mir wird, mich unter die Menschen zu mischen, desto tiefere Einkehr halte ich in mich selbst. Alle die Gedanken und Gefühle, die ich auf dem

Grund meiner Seele finde, sind auch eine Welt, eine unendliche Welt! Und diese meine Seele sollte nur Materie sein? Die mir noch jetzt so klar vor dem geistigen Auge stehenden Momente, in denen mir ein erhabenes Ideal von Reinheit, Tugend und Seelengröße vorschwebte, sollten nur eine trügerische Einbildung gewesen sein?

Ist das möglich?

Oktober.

Eines Tages sah ich hoch in den Lüften eine Schar Störche sich zur Abreise rüsten. Ihre langen, silberglänzenden Flügel schimmerten in der Sonne. Sie führten eine Weile lang alle möglichen Manöver aus, um bald darauf den Flug nach einem fernen Ziele zu nehmen, das sie zwar nicht sehen konnten, aber dennoch sicher waren zu erreichen.

Sollte denn uns Menschen die Ahnung göttlicher Dinge trügen, die doch auch bestehen können, ohne daß unser leibliches Auge sie wahrzunehmen und unsere Vernunft sie zu beweisen vermag?

Oktober.

Ich habe letzthin die Auszüge durchgesehen, die ich den Werken der zeitgenössischen Vorkämpfer des Materialismus entnommen habe, so z. B. denjenigen Büchners, Moleschotts und anderer, welche die Theorieen der alten Materialisten nur reproduziert und mit neuen Namen versehen haben.

Warum soll ich es nicht bekennen, daß ich diese Philosophen weniger überzeugend finde, als früher?

Nach ihnen wäre die Materie vermöge einer ihr innewohnenden mechanischen Kraft die ewige Quelle alles Bestehenden.

Aber was ist, genau genommen, die Materie und welche sind die sie belebenden Kräfte?

Wenn man den Sitz allen Lebens in den Vitalzellen sucht, so möge man doch auch diese Zellen selbst erklären!

So soll sich nach Virchow der menschliche Körper aus unzähligen, überall, im Blut, in den Nerven und Muskeln verteilten Zellen zusammensetzen ...; aber hat man je eine Zentral-, eine Urzelle entdeckt, die diese unendlichen Teilchen zu einem harmonischen Ganzen verbindet, — wird man je eine solche entdecken? Es sind

nur Hypothesen, reine Hypothesen, mittelst deren es sich nicht feststellen läßt, daß es keine Seele giebt.

So sollen denn auch durch ein und dieselbe, mehr oder minder phosphorescierende Materie die unsterblichen Erzeugnisse der Kunst, die Meisterwerke der Litteratur, die glänzendsten, unantastbarsten Entdeckungen der Wissenschaft hervorgebracht werden [7]).

Ich kann es gar nicht mehr fassen, wie ich mich von so wunderlichen Ideeen irreführen lassen konnte.

Nein, weder der Körper, noch die sichtbaren Elemente, die ihn zusammensetzen, machen den Menschen aus, sondern vielmehr das ihn beseelende unsichtbare Prinzip.

Der Brief, den ich hier in der Hand halte, besteht aus Papier und Tinte, aber die Buchstaben haben einen Sinn: sie dienen als Träger unsichtbarer Gedanken.

Ebenso ist auch in irgendeiner geheimen Region des Körpers ein unkörperliches Etwas, eine geistige Kraft verborgen, welche denkt, leidet, sich freut, befiehlt, und welche den Einflüssen der Außenwelt ausgesetzt ist, mit dem Vorbehalt, gegen dieselben zu reagieren, — eine Kraft, die, wenn es ihr Wille ist, ihrer Hülle gebietet, dem qualvollsten Tode entgegenzueilen.

Es ist dies eine Thatsache, auf die man nicht oft

genug zurückkommen kann, die man jenen leeren Hypothesen nicht schroff genug gegenüberstellen kann, durch die der Materialismus — welchen andern Namen er sich auch beilegen mag — das erste aller Dogmen, den Glauben an die Seele, zu zerstören sucht [8]).

Oktober.

Soeben war ich Zeuge einer der gewöhnlichsten Thatsachen, die jedoch in meinen Augen mehr beweist als alle Vernunftgründe.

Letzte Nacht brach in Nr. 5, mir beinahe gegenüber, eine Feuersbrunst, aus und in einer Viertelstunde stand das ganze Haus in Flammen. Sämtliche Mieter stürzen auf die Straße und lassen, überglücklich in dem Gefühl, das eigene Leben gerettet zu haben, ihre Habe dem Feuer zum Raube.

Da erscheint an einem Fenster des dritten Stockes ein junges Mädchen, fast noch ein Kind; von allen Seiten umgiebt sie der Feuerkreis. Sie stößt herzzerreißende Hilferufe aus, ... mit jeder Minute wächst die Gefahr, ... schon ist die Treppe in Rauch gehüllt. Das Kind verschwindet, erscheint aufs neue am Fenster, verzweiflungsvoll ringt es die Hände.... Da hat man

unten eine Leiter verlängert und an der Mauer aufgerichtet. Ein Mann klimmt an der unsichern Stütze empor, er dringt durch Feuer und Rauch, ohne sich zu fragen, ob der oder jener brennende Balken ihn nicht zerschmettern kann; er hat nur ein Ziel vor Augen: es gilt, ein Menschenleben zu retten! Und unter dem Zuruf der bisher stummen, vor Schreck atemlosen Menge steigt er mit seiner kostbaren Last zur Erde nieder. Noch zwei Minuten, und es wäre zu spät gewesen [9]).

Kann man nun zu behaupten wagen, daß dieser Mann bloß eine organisierte Materie war? eine Materie, die sich selbst geopfert hätte? Nein, das ist eine Unmöglichkeit! Wir sehen hier zwar einen Körper, der dem Instinkt der Selbsterhaltung folgt, der aber zugleich etwas Höherem untergeordnet ist, nämlich einem Richter, welcher über sein Leben oder seinen Tod zu gebieten hat.

Und dieser Richter gebot ihm, sich zu opfern. Wenn wir nichts als Materie sind, so läßt sich keiner jener zahlreichen Akte der Hingebung, keine jener Thaten, deren Mitteilung von Zeit zu Zeit in den gewöhnlichsten Seelen einen Funken von Begeisterung weckt, erklären. Dann laßt uns nur von jetzt ab über alle die Heldenthaten lachen, vor denen wir uns sonst instinktiv in Ehrfurcht beugten. Laßt uns alles verspotten, was wir bisher zu

achten gewohnt waren, laßt uns die Adelsbriefe der Menschheit zerreißen, die kalte, harte Selbstsucht zur einzigen Triebfeder unserer Handlungen machen und die Sittengesetze gänzlich aufheben. . . .

Ach nein! so lange man noch nicht auf diesem Punkt angekommen ist — und das wird man nun und nimmermehr —, so lange wird man anerkennen müssen, daß uns, neben dem uns erfüllenden physischen Leben, eine an den Körper gebundene, aber von ihm verschiedene Seele innewohnt, die geschaffen ist, um über ihn zu herrschen. Wir können sie nicht sehen, aber was beweist das? Sehen wir die Gesetze, welche das Weltall regieren? Ist ihre Existenz darum weniger offenbar? [10])

Oktober.

Was ich oben niedergeschrieben habe, erinnert mich an Thatsachen anderer Art, die zu demselben Schluß führen.

Es steht fest, das der Magnetismus, der, wie ich wohl weiß, zu mancherlei Betrügereien Anlaß gegeben hat, einen Kern von Wahrheit in sich birgt. Ich glaube mit gutem Grunde, daß die oder jene magnetisierte Person die Ursache einer Krankheit, welche kein Arzt entdecken

konnte, gesehen, und zwar aus der Ferne gesehen hat.

Ich weiß, daß Kant, die verkörperte kalte Vernunft, nicht daran zweifelte, daß der berühmte Visionär Swedenborg mit Geistesaugen auf achtzig Meilen Entfernung hin eine Feuersbrunst sah, die in einem Teile Stockholms wütete [11]).

Ich selbst kannte eine fein organisierte Person, die im selben Augenblick, als hundert Meilen weit entfernt ihr Bruder sich in Todesgefahr befand, von der heftigsten Angst ergriffen wurde und mit gebrochener Stimme ausrief: „Mein Bruder! ach, mein Bruder liegt im Sterben!“

Beweisen nicht derartige Thatsachen, die sich zu Hunderten anführen ließen, daß uns eine geistige Kraft innewohnt, welche fähig ist, sich schon hier auf Erden von ihrer sichtbaren Hülle zu trennen? Mögen die Spötter darüber lachen, ich kenne viele ernste Menschen, die gleich mir daran glauben.

Oktober.

. . . Aber wenn eine individuelle und zugleich reale, eine intelligente, liebende, denkende und sich ihrer

selbst bewußte Seele in uns lebt, wo hat sie ihren Ursprung?

Daß sie sich nicht selbst geschaffen haben kann, ist klar.

Auch kann sie nicht von der Materie erzeugt worden sein: eine stumpfe, träge, nicht denkfähige Materie, und wäre sie das ganze Universum, kann keinen denkenden, selbstwollenden Geist hervorbringen.

Die Wirkung ist von derselben Art, wie die Ursache.

Und woher kommt die Materie selbst?

Ich glaube fest, daß es nur eine Antwort auf diese Frage giebt. Ich bin dahin gelangt, an einen ersten Urheber aller Dinge, welchen selbst wir gleichwohl nicht erklären können, an eine erste, allmächtige Ursache der sichtbaren und geistigen Welt zu glauben....

Sollte meine gute Susanne recht gehabt haben, als sie neulich mit rührender Einfalt von einem Gott sprach, der die Liebe ist? von einem Gott, der der unerforschliche Urheber, die notwendige Voraussetzung aller Dinge und die gütige Vorsehung ist, die den Sternen gebietet, welche in den Tiefen des Weltalls verstreut sind, und dem Schreien des neugeborenen kleinen Wesens ein aufmerksames Ohr leiht?

Ich weiß wohl, daß sich das nicht begreifen läßt; aber ist es nicht dennoch, alles in allem genommen, vernünftiger, als eine blinde Materie anzunehmen, die — man weiß nicht wie — aus dem Nichts hervorgegangen, sich nach eigenen Gesetzen regiert und die Welt der Geister hervorbringt?

Ist es nicht besser, von zwei Schwierigkeiten die kleinste zu wählen, mit anderen Worten, an eine erste Ursache aller Dinge zu glauben, als vielmehr an Wirkungen von einer Größe, welche die kühnste Einbildungskraft verwirren muß, ohne vorhergegangene Ursache?[12])

Oktober.

Meine Seele ist. Sie ist etwas für sich Bestehendes.

Das ist jetzt ein unbestreitbarer Punkt für mich.

Was ist sie? Worin besteht ihr Wesen? Ich weiß es nicht.

Ich glaube notgedrungen daran, ebenso wie ich glaube, daß zweimal zwei vier ist. Warum kann ich nicht umhin, das anzunehmen? Ich weiß es nicht, aber ich glaube kraft eines innerlichen Gesetzes in meinem Geiste daran: es ist eine Wahrheit, die sich mir von selbst aufdrängt.

Der Glaube an die Existenz der Seele beruht ebenfalls auf einer moralischen Gewißheit. Ich besitze die Fähigkeit, meinen Körper zu opfern, folglich bin ich etwas anderes, als ein Körper [13]).

Oktober.

Der Winter naht mit raschen Schritten.

Gestern machte ich den Versuch, vor dem bald zu erwartenden Frostwetter noch einen schönen Abend zu genießen. Frau Thoras, meine würdige Nachbarin, begleitete mich mit ihrer Enkelin, und wir wanderten langsam um die Stadt.

Fast alles Grün ist verschwunden. Welke Blätter bedecken den Boden, nur einige der widerstandsfähigeren Bäume haben ihr grünes Laub noch zum Teil bewahrt. Die Natur scheint mit düsterer Ergebung dem unvermeidlichen Winter entgegenzugehen. Sommerfäden schwanken, vom Abendwinde getragen, in den Lüften.

Die kleine Johanna, ein schlankes, allerliebstes Kind von bald sechzehn Jahren, wurde nicht müde, die wenigen Blumen zu pflücken, die sie am Wege fand.

Ich fühlte, wie mich der Frost überkam. Die Nacht darauf war nichts weniger als gut; die seltsamsten Träume

verfolgten mich, so daß ich noch ganz betäubt davon bin. Alle meine gestrigen Gedanken fluten mir verworren durch den Sinn. . . .

Wenigstens einen derselben möchte ich auf dem Papiere festhalten, nämlich den, daß, wenn auch die Seele bisweilen den Körper beherrscht, dieser sie dafür doch tausend- und abertausendmal unter seine Gesetze zwingt.

Ach, wir sind wahrlich recht armselig! Wir messen den Raum aus; indem wir uns auf die gegebenen Thatsachen der Wissenschaft stützen, sind wir imstande, zu sagen, daß in dem und dem Winkel des Weltalls sich ein Stern befinden muß, den wir noch nicht erblickt haben; indem wir das Lichtstrahlenbündel brechen, das uns erreicht, nachdem es Millionen von Meilen durcheilt hat, können wir mit Sicherheit die Zusammensetzung des Sternes feststellen, der es uns gesendet, und . . . die geringste Störung der Lebensfunktionen durch irgendein leichtes Unwohlsein lähmt unser Denken, Alter und Krankheit lassen es langsam erschlaffen, und der Körper nimmt, man möchte sagen im Zorn darüber, daß er zu oft hat gehorchen müssen, seine Rache.

Die Seele vermag ihn zu töten; sie kann ihn, wenn sie will, wie ein Spielzeug oder ein ihr gehöriges Instrument zerbrechen. Der Körper seinerseits kann ihre

Anstrengungen lähmen und ihr unübersteigbare Grenzen setzen. Er versucht es, und nur zu oft erfolgreich, sie an seine untergeordneten Leidenschaften zu ketten; er versetzt sie in Wahnsinnsdelirien. Hat man aber darum recht, zu behaupten, daß im Tode beider Schicksal ein gleiches sein wird? Die Saiten eines Instrumentes verderben allmählich eine nach der andern, bis zu der letzten: ist der große Künstler, der ihnen einst die wunderbarsten Klänge zu entlocken wußte, darum nicht mehr das Genie, welches die bewegte Menge zu Thränen rühren kann?

November.

Die letzten acht Tage habe ich mehr als gewöhnlich gelitten.

Frau Thoras pflegt mich mit einer mich tief rührenden Hingabe.

Auch die kleine Johanna bezeugt mir auf eine ganz allerliebste Weise ihre Teilnahme. Jeden Morgen läßt sie sich auf ihren kleinen Schemel vor dem Lehnstuhl nieder, an den mich mein rheumatisches Leiden gefesselt hält. Sie fragt nach meinem Befinden, sagt mit der wunderbaren Einfalt eines Kindes ihr Gebet her, versichert mich, daß der liebe Gott alles zum Besten lenkt,

sieht mich mit ihren treuen Augen an, liest mir ein wenig vor.... Wie konnte ich nur glauben, daß die Selbstsucht überall das Scepter führe? Nein, so ist es nicht. Es giebt noch gute Seelen, die es vermögen, ohne Berechnung zu lieben, die nur lieben, um zu lieben, weil Gott ihnen geboten hat, zu lieben.

Dezember.

Der Winter ist streng. Seit Wochen liegt die Erde schneebedeckt. Vögel und Arme sterben vor Hunger, während mir nichts mangelt.

Wodurch habe ich es verdient, daß mir ein besseres Los zuteil wurde, als so vielen anderen Geschöpfen? Nie zuvor hatte ich ernstlich hierüber nachgedacht, jetzt aber habe ich Muße dazu, und ich sage mir, daß es auch meine Pflicht ist, zu lieben, da mir doch die Liebe und Sorgfalt von Frau Thoras und ihrer kleinen Johanna so unendlich wohlthut.

Meine Vögel kennen mich, fast hätte ich gesagt, sie lieben mich. Jeden Tag kommen sie herbei, um sich vor meinem Fenster die Mahlzeit zu holen, die wir ihnen dort bereitet haben; sie picken mir sogar mit fröhlichem Gezwitscher und allerliebstem Flügelschlagen aus der Hand. . . .

Dann haben wir auch unsere Armen.

Zuerst unsere Nachbarin, deren Not größer ist, als ich vermutete, und die so viel leidet. ... Ach! wie recht hatte meine Mutter, wenn sie sagte, daß Geben seliger ist als Nehmen!

Ferner ist da der arme Schneider an der Straßenecke: da müssen vier Kinder genährt, gekleidet und erzogen werden, und dabei wenig Arbeit! O, der Mann ist ein stolzer Charakter! Er würde lieber vor Hunger sterben, als ein Almosen annehmen. Er verlangt nur nach Arbeit. Wir lassen ihn Kleider für einige arme Leute anfertigen, deren wir uns angenommen haben, und bezahlen ihn reichlich. Das nennt man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Dezember.

Wie lang sind diese Winternächte! Aber wir haben trauliche Abende. Wir plaudern, wir lesen, wir überlegen, wie wir uns nützlich machen können, oder ich nehme, wenn es mir die Augen gestatten, aus meiner Schublade die Auszüge hervor, die ich mir in früheren Zeiten aus mancherlei Büchern gemacht habe; ich denke lange und eingehend darüber nach, um ihren Sinn immer

tiefer zu erfassen und sie durch stille Betrachtung fruchtbar zu machen.

Besonders gern durchblättere ich die verschiedenen botanischen Werken entnommenen Notizen.

Ich gerate immer mehr in Erstaunen über die unzähligen Analogieen zwischen der Pflanzenwelt und der Menschheit. Jene kommt mir wie ein Spiegel vor, der das ganze menschliche Leben undeutlich zurückwirft: unsere Kämpfe, unsere Schmerzen, unsere Leidenschaften, alles finde ich dort wieder.

Es giebt ungeheuere Bäume, die fünfzig Fuß im Umfang messen, und kleine Gräser, die kaum mit bloßem Auge zu sehen sind: jene möchte ich unseren großen, einem jeden Ehrfurcht einflößenden Männern vergleichen, diese den unzähligen unbekannten und unbedeutenden Menschen, die in der Verborgenheit dahinleben.

Wie viel Verschiedenheiten, Arten und Familien finden wir in der Pflanzenwelt! Und in ein und derselben Familie sind nicht zwei einander völlig gleiche Einzelwesen! Ist es bei uns Menschen nicht ebenso? Ließen sich wohl unserer zwei finden, die an Seele oder Körper identisch wären?

Die Pflanze bedarf des Lichtes. Sie windet sich um sich selbst, sie richtet sich in die Höhe, verlängert

ihren Stiel, verzehnfacht ihre ursprüngliche Ausdehnung, um sich im Lichte baden zu können, und sammelt dann in dunkeln Stunden neue Kräfte.

Sehnen sich nicht auch alle menschlichen Wesen nach Licht? Wenden sie sich ihm nicht nach jeder Ruhezeit mit neuem Verlangen zu?

Die Pflanze entsteht aus einem Keime, sie nährt sich und verdaut die Nahrung, sie atmet, liebt und kämpft.... Laß uns in diesen dichten Wald eindringen: sieh, wie die Schwachen von den Starken und Geschickten, wie der Ahorn und die großblätterigen Buchen von den Tannen und ihren spitzen Nadeln untergetreten werden! Und dort hinten, o wie abscheulich! Warum stirbt dieser Eichbaum? Eine Schlingpflanze hat um Erlaubnis gebeten, ihn mit ihren zierlichen Gehängen zu umwinden, und dann hat sie ihn zum Dank erwürgt! „Da stehen sie noch, der Lebende auf den Toten gestützt, bis dieser, von rascher Auflösung zerstört, umsinkt, zusammenbricht und den Mörder mit in sein Verderben zieht.... Ja, der Besiegte hat sich gut gerächt! Einem unheimlichen Gespenste gleich steht der Meuchelmörder an den Leichnam gefesselt da; vergebens andere Opfer suchend, kriecht und windet er sich wie eine verwundete Schlange in dem schwarzen Waldmorast....“ [14]) Ein neuer Vergleich!

Es giebt Pflanzen, die die Einsamkeit aufsuchen, verlassene Ruinen und fast kahle Berggipfel lieben; andere wiederum könnte man gesellig nennen. Es giebt schüchterne, zarte Sinnflanzen, die der geringste Windhauch erbeben macht, und andere, deren unbescheidenes Auftreten an die Sicherheit manches Emporkömmlings erinnert. Hier sehen wir wunderbar schöne, duftende, purpurrote und schneeweiße, goldgelbe und himmelblaue Blumen, die alle Blicke auf sich ziehen, aber nichtsdestoweniger eitel und unnütz sind; dort wieder bescheidene, dunkelfarbige Kräuter, die niemand bewundert, und die doch nur sehr schwer entbehrt werden könnten. Wie viele Menschen sind mit der einen oder andern dieser Pflanzen zu vergleichen!

Die Pflanzen bleiben an den Erdboden gebunden, aus dem sie einen Teil ihrer Kräfte ziehen; aber je weiter ihr Lebensfaden sich abspinnt, desto mehr streben sie zur Höhe empor. Und bleibt der Mensch nicht auch durch seinen Körper an die Erde gefesselt, während die fleischlichen Bande, die ihn an die sichtbare Welt ketten, sich in dem Maße, wie er sich entwickelt, wie er auf dem rechten Wege fortschreitet, lockern, um ihn die überirdischen Dinge freier betrachten zu lassen?

Wie viele Blumen werden nicht zertreten und mit Gewalt aus dem Erdreich gerissen, ohne daß jemand

ihnen einen mitleidigen Blick schenkt, wie viele menschliche Wesen werden nicht den Zwecken der menschlichen Gesellschaft geopfert, und dies im Augenblick ihrer höchsten Entfaltung, ohne daß irgendjemand sich darum kümmert!

Die Pflanze stirbt. Ihre Organe verbrauchen sich, sie wandeln sich um. Der innere Lebensprozeß, dessen Aufgabe es gewesen, die Elemente, welche ihre Zeit erfüllt hatten, durch neue zu ersetzen, steht still. Sie neigt das Haupt, welkt hin und mischt ihre Asche, die anderen zur Nahrung dienen soll, mit dem Staub der Erde. Und kehrt nicht ebenso die einmal aufgelöste Asche des Menschen in den universellen Kreislauf zurück, um das Leben anderer menschlicher Wesen zu erhalten?

Hier aber hat die Analogie ihr Ende. Die Seele der Pflanze ist ein bloßer Instinkt, sie hat weder Bewußtsein, noch Intelligenz; ihr Horizont ist begrenzt.

Die Seele des Menschen hat unendliche Bedürfnisse. Wäre es nicht möglich, daß sie an einem andern Orte ein neues Leben begänne?

Bis dahin lassen sich Analogieen im Überfluß finden. Man müßte blind sein, um sie nicht zu sehen.

Und unterhalb wie oberhalb der Pflanzenwelt, in der organisierten Natur und in der Welt der lebenden Wesen, überall tritt mir derselbe Gedanke entgegen:

alles, was uns umgiebt, ist ein Bild des menschlichen Lebens.

In jeder dieser Sphären entdeckt man zu seinem eigenen Erstaunen Erscheinungen, die mehr oder weniger an die Gesetze, Grundzüge und Veränderungen erinnern, die wir auch in den Sphären finden, darin sich die Menschheit bewegt.

Eine Harmonie ohne Ende verbindet von Stufe zu Stufe eines mit dem andern, alle die beseelten und unbeseelten Wesen, welche als ein erhabenes Ganzes die Schöpfung ausmachen.

Nur einen Zipfel des Schleiers können wir lüften; aber wie viel Wunder sind uns hierdurch zu sehen vergönnt, wie viel mehr noch lassen sich ahnen!

Ach, wie würde es sein, wenn wir auf den Grund der Dinge blicken könnten!

Dezember.

Frau Thoras liebt ihre Bibel unendlich.

Manchmal führt sie wunderbar schöne Stellen daraus an.

„Die Bibel“, so sagt sie, „ist ein allumfassendes Buch, ein Buch für die Einfältigen, für Denker und

Gelehrte, Glückliche und Leidtragende, ein Buch für jedes Zeitalter, jede Lage, und für alle Völker; sie ist das wahre Buch der Menschheit, und giebt, bald poetisch, tief und zart, bald streng und drohend, der Einbildungskraft, dem Herzen, dem Gewissen, dem Verstand und der lebendigsten Willenskraft vollstes Genüge." [15])

„Sie lieben die Natur und bewundern das Symbolische in ihr", sagte sie neulich zu mir. „Wissen Sie denn nicht, daß kein Buch uns besser das Geistige in dem Sichtbaren erkennen helfen kann?

„Blicken Sie um Sich: in den gewöhnlichsten Gegenständen findet die Bibel Stoff zu einem Gleichnis. Für mich ist alles, was ich sehe, mit Erinnerungen an sie verknüpft: die brausenden Gewässer, welche von den Bergen herabstürzen, das Licht, welches die Schatten zerstreut, der Blitz, der die Wolken durchschneidet, die Vögel, die die Luft durchmessen, der entschwindende Rauch, die murmelnde Quelle, der Fels, der in die Wolken emporragt, die Steine, an denen sich mein Fuß verletzt, der fruchtbeladene Baum, die ihr Haupt neigende Ähre, der vom Glanz der sinkenden Sonne feurig gefärbte Himmel, der Schäfer, wie er sich unbeweglich hinter seiner Herde hält, der Säemann, wie er langsamen Schrittes dem schweren Pfluge folgt, die Perle, die meine Hand

ziert, die in den Angeln knarrende Thür — alles führt mich auf die Bibel zurück.

„Manchmal, wenn ich um mich her blicke, denke ich an den guten Hirten, unsern Herrn Jesus Christus, an Ihn, der sich das Licht der Welt, die Thür, durch die wir zum Leben eingehen, der Freund der Zöllner und der reuigen Sünder, ja sogar der Freund derer genannt hat, die mit verhärtetem Herzen Seinem Rufe nicht folgen wollen.

„Ein anderes Mal, wenn ich das Schreien eines durstigen Hirsches oder das Rauschen von großen Wasserströmen höre, werde ich an die Propheten des Alten Bundes erinnert, die durch solche ausdrucksvollen Bilder die Todesangst eines von Kummer oder Reue gequälten Herzens versinnlichten.

„Dieser Baum, der sich unter seinen saftigen Früchten beugt, ist ein Symbol des tugendreichen Christen; diese kostbare Perle ein Symbol des ewigen Lebens; dies Samenkorn, das aus der Erde hervorgeht, um zum Baume zu werden, ist ein Symbol vom Wachstum des Himmelreiches.

„In der Nacht denke ich an die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneklappen sein wird.

„Mein Gott in Seiner unwandelbaren Liebe ist der

Fels, welcher den Jahrhunderten Trotz bietet. Und wenn ich sehe, wie der Blitz die Wolken zerteilt, wie die Vögel an unserm Fenstersims Nahrung suchen, wie die Ähre sich unter der eigenen Last neigt, wie der Morgennebel sich langsam zerteilt, so denke ich an die kurze Dauer unseres Lebens, an die über uns wachende Vorsehung, an Ihn, der sich das Brot des Lebens genannt hat und der plötzlich erscheinen wird zum jüngsten Gericht. ..."

Ich ließ die liebe Frau ausreden und dachte bei mir, daß die Bibel wohl auch in mancher andern Frage recht haben könne, da sie doch auf so wunderbare Art den verborgenen, mystischen Sinn aller Dinge darthut, die unsere Sinne berühren.

Aber ich kann mich nicht zu ihrem Richter aufwerfen, denn ich kenne sie ja kaum. Deshalb behalte ich mir mein Urteil vor.

Wenn ich jedoch den zahlreichen, von Frau Thoras angeführten Stellen glauben soll, so steht fest, daß dies Buch, vor dem sich die größten Geister in Demut gebeugt haben, mit hinreißender, unvergleichlicher Einfalt redet.

~~~~~~~~~

Januar 1880.

Gestern haben wir einen genußreichen musikalischen Abend verlebt.

Im Erdgeschoß wohnt Herr Emil R., ein hochbegabter junger Pianist.

Er ist einer von denjenigen jungen Leuten, die nicht vor dem Alter fliehen, die vielmehr wissen, daß sie, wenn ein Greis sich auch manchmal wiederholt, doch nur zu ihrem Besten der Stimme der Erfahrung lauschen, die aus seinem Munde redet.

Er trug erst einige Werke berühmter Meister vor und improvisierte darauf. Er erheiterte unser Gemüt und ließ dessen tiefste Saiten erklingen.

Welch ein Wunder ist die Kunst! Sie kleidet sich in mancherlei Form; den Tönen, den Farben, der menschlichen Stimme entnimmt sie ihre unerschöpflichen Hilfsmittel, und hat doch nur das eine Ziel vor Augen: die Gedanken und Gefühle, welche auf dem Grund der Seele verborgen schlummern, zum Bewußtsein zu bringen. Sie drückt diese Gefühle durch Gesang, Malerei und Skulptur aus. Sie erschließt dem erstaunten Geiste neue Gesichtskreise. Sie gestattet uns einen flüchtigen Blick in die geistige Welt. Sie ist das Bindeglied zwischen dem
~~~~~~~~~

Sichtbaren und Unsichtbaren. Ach, wie glücklich, wie bevorzugt sind die Menschen, in deren Macht es liegt, uns so über uns selbst zu erheben! Man kann sie kühn zu den größten Wohlthätern der Menschheit zählen.

Februar.

Der Frühling kommt bald dies Jahr.

Der Februar naht sich erst seinem Ende, und schon, o Wunder, flog ein gelber Schmetterling an meinem Fenster vorbei. Armer Schmetterling! Der Frost wird wiederkehren und seinem kurzen Leben ein Ende machen. Und er scheint sich des Lebens so zu freuen! wie ein junges Mädchen in dem Alter, da ihr alles lächelt, und da sie noch nicht ahnt, daß ihr Leben mitten in seinem Frühling geknickt werden wird!

Doch ich kehre zu meinem Schmetterling zurück. Wie wunderbar ist die Entwickelung dieses anmutigen kleinen Wesens! Es schlummerte in seiner zarten Hülle auf dem eisigen Erdboden, aber so wie die Strahlen der Frühlingssonne es erwärmt hatten, schüttelte es seine Bande ab, entstieg seinem Grabe und schwang sich in heller Lebensfreude in die Lüfte.

Ist das nicht auch ein Gleichnis? Könnte uns nicht

dasselbe geschehen, wie diesem kleinen Schmetterling? Wenn wir im Grabe ruhen, so ist scheinbar alles aus mit uns; aber ist es nicht möglich, daß unsere Seele, in dem Augenblick, da sie die ihr auf Erden zur Wohnung dienende Hülle abstreift, nur entweicht, um an einem andern Orte einen andern, ihrer neuen Bestimmung angemessenern Körper anzulegen? Sollte dem Menschen, der doch, trotz alle dem Elend, das ihn drückt, so groß ist, nicht ein ähnliches Los vorbehalten sein als einem niedrigen Insekt?

Ich spreche hier eine bloße Vermutung aus; aber warum sollte man nicht vermuten, daß der Tod auch für den Menschen nur der Eingang zu einem höheren Leben sei? Ach, wie viel von alle dem Elend, das uns während unserer Erdenlaufbahn heimsucht, würde seine Erklärung finden, wenn sich diese Vermutung beweisen ließe! Mit welcher Freudigkeit würden wir dann alles erdulden! Was wäre denn dieses kurze Leben im Vergleich zu einem höheren, das sich in himmlischen Regionen unabsehbar vor uns ausdehnen würde?

Februar.

Vergangene Nacht hatte ich einen seltsamen Traum, den es mich niederzuschreiben drängt.

Sanfte, liebliche Töne klangen aus der Ferne zu mir her. Eine geheimnisvolle Macht entrückte mich der Erde und trug mich weit hinweg. Indem ich mich immer mehr von meinem irdischen Wohnsitz entfernte, wurde mein Körper fast durchsichtig, und obwohl er noch dem menschlichen Körper glich, hörte er doch auf, niedriger Erdenstaub zu sein, und erfüllte sich mit übermenschlichen Fähigkeiten. Vergebens würde ich zu schildern versuchen, was ich hierbei sah und hörte: das Schönste, was wir kennen, vermag nur eine ganz unbestimmte Idee davon zu geben. Meine aus einer zarten Materie bestehenden Organe nahmen die lieblichsten Eindrücke auf, mein Geist vertiefte sich mit wunderbarem Scharfsinn wechselweise in die irdischen und in die himmlischen Dinge, um jene immer besser zu verstehen und in diesen immer neue Gesetze, neue Ursachen des Staunens und der Bewunderung zu entdecken. Dem Gesetz der Arbeit war ich noch unterthan, aber mit welcher Freude und Leichtigkeit vollbrachte ich meine Aufgabe! Welch ein reines, tiefes Verlangen, zu lieben und geliebt zu werden, trug ich in meinem

Herzen! Und, wie hoch auch mein jetziger Standpunkt über dem des irdischen Menschen erhaben war, welcher Durst nach Vervollkommnung, welches Bedürfnis, fortzuschreiten, immer weiter fortzuschreiten, erfüllte meine Seele! ... Wie groß erschienen mir die Geister, zu denen ich mich erhob, und wie klein die ersten unter den Menschen, jetzt, da ihre geheimsten Gedanken klar vor mir lagen!

Hat mein kleiner Schmetterling gestern mir diese köstliche Freude verursacht?

Oder wäre mein Traum möglicherweise ein Vorgefühl gewesen? Sollte er dahin zu deuten sein, daß der Schöpfer uns dazu berufen hat, von Sphäre zu Sphäre emporzudringen, und diese erste, bisweilen so schöne, meist aber doch so undankbare und unvollkommene Wohnung weit hinter uns zu lassen? Möge es also sein!

Februar.

Alles ruft uns zu: „Weiter! höher hinauf!"

Ich sehe im Geiste eine jener gewaltigen Klippen vor mir, die die Aussicht über den Ozean beherrschen.

Welch erhabenes Schauspiel!

Und wenn diese unendliche Wasserfläche, auf deren

Grunde unendliche Einöden liegen, mit jeder Stunde des Tages, mit jeder Wolke, die vorüberzieht, ihr Aussehen ändert, wenn ich vergebens die genaue Stelle suche, wo Himmel und Erde sich berühren, wenn ich weit in der Ferne, wie zwischen zwei Abgründen, ein gebrechliches Fahrzeug auftauchen sehe, dem einige menschliche Wesen ihr Leben anvertraut haben, — erblicke ich dann nicht ein Bild unseres Daseins, wie es gebrechlich, geängstigt und von Gefahren umringt, aber auch von der Unendlichkeit umgeben, durch das Meer der Zeiten dahinzieht?

Die Scene wechselt.

An einem strahlend schönen Tage stehe ich auf dem Gipfel einer unserer Alpen. In der Ferne Gletschermauern, ewiger Schnee; unter mir unermeßliche Abgründe, über mir der Himmel, greifbar nahe und doch unabsehbar in seinen Tiefen, der blaue, dunkle, unendliche Himmel!

Ach, sollte dieser uns überall entgegentretende Gedanke der Unendlichkeit wirklich nur ein Hirngespinst sein? Sollte er nicht vielmehr dazu dienen, uns auf die unbegrenzte Zukunft hinzuweisen, die uns erwartet?

März.

Meine allerliebste kleine Nachbarin Johanna ist sehr schwer erkrankt....

Bei dem Gedanken, daß sie meiner und ihrer Großmutter Liebe entrissen werden könnte, fühle ich, wie sich mein Geist umflort. Mein Herz ist voll Sorge, unwillkürlich strömt mir die Bitte über die Lippen: „Ach Gott, mein Gott, habe Erbarmen mit ihr und mit uns!"

März.

Mein Gebet ist nicht erhört worden. Johanna ist nicht mehr.

Ich verstumme. Meine Klage findet keine Worte. Ich, der ich seit langen Jahren keine Thräne vergossen habe, weine und schluchze wie ein Kind.... Meine Hand zittert; das Herz möchte mir brechen....

April.

Eben komme ich vom Friedhof zurück.

Auf Johannas Grabe blüht das Immergrün und die Sonne umstrahlt es mit ihrem sanftesten Schimmer.

Wenige Schritte davon entfernt singt die Nachtigall, und unter der drückenden Erde ... ach! ich kann es nicht aussprechen....

Ich ließ meinen Thränen freien Lauf, und während sie, eine nach der andern, auf den geweihten Boden fielen, ließ ich das Bild des lieblichen Kindes vor mir aufsteigen und rief mir die rührenden, herzbrechenden Scenen zurück, die dem traurigen Ausgang vorangingen.

Sie lächelte uns durch Thränen zu, die ihr das Leiden erpreßte!... Es war mir, als höre ich aufs neue die rührenden Trostesworte, mit denen sie uns zusprach, als sähe ich das teuere Antlitz, in dem Schmerz und Frieden den äußersten Kampf gekämpft, noch vor mir....

Frau Thoras und meine alte Susanne bemühten sich vergeblich, ruhig zu bleiben.

„Warum klagt ihr um mich?“ sagte sie zu ihnen. „Liebe Großmutter, du hast mir doch so oft gesagt, daß Gott die Liebe ist und daß uns der Tod zu Ihm führt. Ich sehe den Himmel offen! Ich gehe euch voran, ihr werdet mir bald folgen....“

Dann, als sie den Tod nahen fühlte, verfügte sie über alle Sachen, die ihr lieb waren. Sie wollte jeder ihrer Freundinnen ein Andenken zurücklassen.

Ihre Augen schlossen sich, wie wir glaubten, für immer.

Ungefähr nach einer Stunde schlug sie sie wieder auf.

Mit fast unhörbarer Stimme bat sie, man möge den kleinen Georg, einen Knaben von ihrem Alter, zu ihr bringen. Als man den armen lahmen, epileptischen Krüppel neben ihrem Lager niedersetzte, richtete sie sich auf, befahl ihn ihrer Großmutter an und sagte:

„Auf Wiedersehen, guter Georg ... im Himmel ... nicht wahr?“

Dann sagte sie Frau Thoras, meiner alten Haushälterin und mir Lebewohl.... Es war herzzerreißend. Sie, das junge Wesen, uns, die kaum noch ein Hauch von Leben erfüllt, gleichsam den Weg bahnen zu sehen! Und mit welcher Heiterkeit und Zuversicht schritt sie uns voran! Mit welch freudigem Ausdruck rief sie uns das Wort Jesu zu: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten!“

Es war ihr letztes Wort.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus, dann wurde es still. Es war vollbracht.

Wie soll ich aussprechen, was sich da in mir zutrug?

Wie wenig vermögen doch Worte das wiederzugeben, was in den Tiefen der Seele vor sich geht!

Ich drückte einen Kuß auf die im Tode noch nicht erstarrte Stirn und benetzte sie mit meinen Thränen ... Thränen und Küsse! — das letzte Mittel, zu dem wir Zuflucht nehmen, um unsere stärksten Empfindungen, unsere höchsten Freuden und bittersten Schmerzen auszudrücken.

Ich hatte meinen Weg nach Damaskus gefunden.

Das durch mein eigenes Nachdenken begonnene Werk wurde mit Blitzesschnelle vollendet in dem Augenblick, da Johanna ihr Leben aushauchte.

Wenn in dunkler Nacht ein Blitz vom Himmel plötzlich die Landschaft erhellt, so zeigt sich uns unsere Umgebung, wie durch Zauber erleuchtet, auf einen Augenblick; gleich nachher zwar sinkt sie wieder in das Dunkel zurück, aber wir haben sie doch gesehen und behalten ihr Bild in lebhafter Erinnerung.

So ging es auch mir. Ich hatte einen Blick in die Wirklichkeit der geistigen Welt gethan. „Nein", sagte ich mir, „nichts wird mich je zu der Überzeugung bringen, daß dies verständige, sanfte, gute, lebensfrohe Kind,

diese so schöne, so entwickelungsfähige, so nach Vervollkommnung strebende, so ideal empfindende Seele, einer völligen Vernichtung anheimgefallen sein könnte." [16])

Wie sollte man sich auch ein höchstes Wesen vorstellen, das den Durst nach dem Unendlichen in die Seele gepflanzt hätte, ohne ihn je stillen zu wollen? Wie könnte der Gott, der doch — mein Herz sagt es mir — die Liebe sein muß, eine teuflische Freude daran finden, mit unserem tiefsten Sehnen zu spielen? Welch ein Widerspruch!

Und du, armer fallsüchtiger Knabe, der du das Leben auch nicht freiwillig begehrt hast und dessen Tage in fortwährendem Leiden dahingehen, du, mein armer Freund, in dem eine denkende Seele lebt, die ihr beständiges Elend mit den Freuden anderer vergleichen kann ... du solltest im Tode völlig untergehen?

Wo bliebe da, für Johanna, Gottes Liebe, wo, für Georg, Seine Gerechtigkeit?

Nein, ohne ein Jenseits wäre unser Erdenleben nur eine entsetzliche Komödie. Wir haben nicht aus eigenem Willen zu hoffen und zu leiden begehrt ... Johanna wird über das Grab hinaus leben, und Georg auch. Der Gerechte wird leben. So will es die höchste Liebe und Gerechtigkeit; so, nur so, findet

das furchtbare Rätsel des menschlichen Lebens seine Lösung.

Das alles ist mir an Johannas Grab klar geworden.

Ich konnte mich nur schwer entschließen, es zu verlassen. Die Nachtigall sang noch immer und die letzten Strahlen der niedergehenden Sonne vergoldeten die liebe Stätte, als ich den Weg zur Stadt wieder einschlug. O, wie grausam ist die Natur! Wie spottet sie bald unserer Freuden, bald unserer Leiden! Aber sie spottet umsonst: eine mächtige Stimme in unserem Innern bezeugt uns, daß es über der sichtbaren Welt noch ein geistiges Königreich giebt, dem die Zeit nichts anhaben kann ..., daß es Seelen giebt, die schon hienieden der Unsterblichkeit teilhaftig sind; und wer könnte sie ihnen nehmen?

April.

Unsere Wohnung scheint mir wie ausgestorben.

Johanna ist nicht mehr. Frau Thoras, Susanne und ich führen nur ein Scheinleben. Herr Emil ist menschenscheuer denn je; sein Instrument bleibt unberührt. Wir könnten über unsere Thür schreiben: „Hier wohnt das Schweigen!"

Frau Thoras trauert tief, doch ergeben. Jedesmal, wenn wir mit einander reden, lenkt sich das Gespräch auf die unmerklichste, natürlichste Weise der Welt, auf ihre Überzeugungen und die Quelle, aus der sie dieselben schöpft: auf das ehrwürdige Buch, die gemeinsame Urkunde aller christlichen Bekenntnisse.

Warum soll ich nicht gestehen, daß auch ich die Bibel immer lieber gewinne?

Schon seit mehreren Monaten liest mir Frau Thoras täglich ein paar Seiten daraus vor. Ja wahrlich, sie ist ein einziges Buch, an einigen Stellen zwar geheimnisvoll und von unergründlicher Tiefe, an anderen aber von leuchtender Einfachheit und überwältigender Klarheit. Sie ist ebensowohl ein Buch für die Denker als für die Demütigen und Geringen, und für die gequälten Seelen; ein Buch, in welchem Einbildungskraft, Verstand, Gewissen und Herz, ja der ganze Mensch die vollste Befriedigung für alle seine Bedürfnisse findet.

Gestern lasen wir einige Bruchstücke aus der Bergpredigt:

„Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.

„Selig sind die, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.

„Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.

„Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

„Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.

„Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.

„Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr. . . .“

Welcher Friede liegt in diesen und vielen ähnlichen Aussprüchen! Wie wird unsere Seele durch die biblischen Erzählungen beunruhigt oder entzückt, erleuchtet oder erschreckt, gedemütigt oder mit wunderbarer Gewalt erhoben!

Und welche einzige Gestalt, einzig in ihrer Sanftmut wie in ihrem Ernst, steht im Mittelpunkt des Buches der Bücher!

Aus Jesu Munde sind Worte hervorgegangen, die man niemals wieder lesen kann, ohne davon hingerissen zu werden. Sein Leben war ein beständiges Opfer, gekrönt durch die ergreifenden Scenen von Gethsemane und Golgatha.

Wie kann man sagen, daß die Erzählungen, welche

uns diese Worte und dieses Leben aufbewahrt haben, bloß auf Erfindung beruhten? Wie wäre denn ein Häuflein fast sämtlich ungelehrter Israeliten imstande gewesen, diese Gestalt zu entwerfen, die so groß in ihrer Demut, so menschlich in ihrer Erhabenheit, und so ganz verschieden von allem war, was sie von ihrem Messias erwarteten — wenn das Modell ihnen nicht vor Augen gestanden hätte? Nein, das wäre eine moralische Unmöglichkeit. Man mag wollen oder nicht, man muß zugeben, daß die unvollkommenen Züge der göttlichen Gestalt, die sie wiedergegeben haben, hinreichen, um uns zu dem Geständnis zu bringen, daß der lebende Christus hoch, unendlich hoch über dem matten, unvollständigen Bilde erhaben gewesen sein muß, welches sie von Ihm entworfen haben. Wahrlich, man kann mit Recht behaupten, daß Er der erste unter den Menschen, ja, mehr als das, der einzige Sohn Gottes, die lebendige Inkarnation aller Tugenden gewesen ist, für deren Verherrlichung Er Sein Leben einsetzte.

Aber es ist mir, als sähe ich über Seinen Reden und über allen Seinen Thaten einen erhabenen Gedanken schweben: den Gedanken an das himmlische Königreich. Die Kritik greift vergebens diese oder jene Stellen der Evangelien an; Jesus hat zu Hunderten von Malen das

himmlische Königreich verkündigt. Das läßt sich unmöglich leugnen.

Er verheißt Seinen Jüngern, daß sie über vieles gesetzt werden sollen, nachdem sie über wenigem getreu gewesen. Er erklärt ihnen, daß Er hingeht zum Vater, daß Er den Seinen dort die Stätte bereiten will, daß Er sie wiedersehen wird, und daß niemand ihre Freude von ihnen nehmen soll.... Und dies unvergleichliche, in Licht und Liebe strahlende Wesen sollte sich selbst betrogen oder uns wissentlich über die wichtigste aller Fragen getäuscht haben? Das ist unfaßbar.

Mehr als das: Christus ist von den Toten auferstanden.

Man lasse alles Vorurteil schweigen. Man leugne nicht von vornherein alles, was außer dem Bereich der gewöhnlichen Erfahrung liegt. Wie kann man, wenn man an einen lebendigen Gott glaubt, Ihm die Macht absprechen wollen, das, was wir den natürlichen Lauf der Dinge nennen, zu durchbrechen? Alle Theisten stimmen in diesem Punkte überein. Es gilt nur, zu beweisen, daß wirklich diese oder jene wunderbare Thatsache stattgefunden hat, oder daß diese oder jene Erzählung keine Legende ist. Wohl denn, die Auferstehung Christi läßt sich beweisen.

Ich rufe mir zuerst Sein ganzes Leben und Wirken

zurück: kann ein einfacher Sterblicher vollbringen, was Er vollbracht hat? Kann man aus aufrichtiger Überzeugung Jesum Christum als einen bloßen Menschen, selbst als den weisesten, der je auf Erden gelebt hat, ansehen? Ich glaube nicht. Kein ernstdenkender Mensch wird so weit gehen, zu behaupten, daß alle die von den Evangelisten berichteten Wunderthaten von diesen Männern, die doch weder Thoren noch Betrüger waren, erfunden worden seien. Das wäre ganz und gar unvereinbar mit der vollkommenen Redlichkeit, die aus jedem ihrer Berichte spricht.

Warum sollte denn aber dieser Jesus, der doch erwiesenermaßen Thaten vollbracht hat, die wir mindestens erstaunlich nennen müssen, nicht kurze Zeit nach Seinem Tode wieder auf Erden erschienen sein? Hatte Er das nicht zu öfteren Malen selbst verkündet? Mußten die Jünger, die Sein schmachvoller Tod in namenlose Verwirrung gestürzt hatte, nicht Zeugen der Auferstehung ihres Herrn werden, wie sie auch Zeugen Seiner Kreuzigung gewesen waren? Man lese nur die Evangelien und man wird verstehen, von wie großer Wichtigkeit dies für die Erfüllung ihrer Mission war. Man lese das Neue Testament und man wird verstehen, daß das, was geschehen mußte, wirklich geschah: daß Christus von den Toten auferstand.

Ich weiß wohl, daß es schwer ist, eine vollkommene Harmonie zwischen allen den Einzelheiten, die sich auf diese Thatsachen beziehen, nachzuweisen, wie auch den Körper des Auferstandenen in seiner Wesenheit genau zu beschreiben, aber die meisten dieser Einzelheiten tragen den Stempel der höchsten Glaubwürdigkeit. Ist das nicht genügend? Wie schwer glauben selbst die Jünger daran, daß ihr Meister wieder zum Leben erwacht ist! Thomas ist nicht der einzige, der sich erst durch den Augenschein überzeugen läßt.

Und was könnte unangreifbarer sein als das Zeugnis des Apostel Paulus [17]), der nichts weniger als ein mystischer Träumer war: „. . . er ist gesehen worden von Kephas, danach von den zwölfen; danach ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal, derer noch viele leben. . . .“ Wahrlich, vor solchen Zeugnissen muß ein ernster, aufrichtiger Kritiker die Waffen strecken und sich dazu bekennen, in Jesu Auferstehung einen thatsächlichen Beweis für den Glauben an die Dauer unseres eigenen Lebens nach dem Tode zu sehen.

Nein, liebe Johanna, du bist nicht gänzlich vernichtet. Du lebst. Mein Verstand, mein Herz, mein Gerechtigkeitsgefühl, das innerste Verlangen meiner Seele

nach dem Unendlichen, die Verheißungen und die Auferstehung Jesu Christi, — alles sagt mir, daß du lebst.

So will ich denn, anstatt dir fruchtlose Thränen nachzuweinen, hoffen und glauben, und danach streben, das Verlangen nach Unsterblichkeit immer mehr in mir zu entwickeln, das, wie ich tief empfinde, der beste Teil meines Wesens ist.

Mai.

Ein schöner Tag. Lange Unterhaltung mit meiner vortrefflichen Freundin. Sie erzählte mir ausführlich von ihrem Gatten, der ein gelehrter Arzt gewesen sein muß. Als ein Schlaganfall sein Leben in große Gefahr brachte, eilte sein Sohn, ein Marineoffizier, an das Bett des Vaters. Er konnte jedoch nur drei Tage bei dem Sterbenden verweilen, da er auf ausdrücklichen Befehl nach Kochinchina abreisen mußte. . . . Welcher Kampf zwischen zwei gebieterischen Pflichten muß da das Herz des liebenden Sohnes zerrissen haben! Er nahm mit dem Bewußtsein Abschied, seinen Vater nicht wieder zu sehen. . . .

Wie viel ähnliche Scenen, die einen noch schmerzlicher als die anderen, spielen sich nicht auf dieser Erde

ab! Und alle den Wesen, deren Herz der tiefsten Schmerzempfindung fähig ist, sollte nur dieses irdische Leben gegeben sein? Das Pflichtgefühl, das doch oft die grausamsten Opfer auferlegt, sollte in Herzen wohnen, die der Tod auf ewig vernichtete? Nein, nein, wir sind unsterblich, wie das Pflichtgefühl, das dem tiefsten Grunde unserer Seele innewohnt.

Mai.

Ich habe wieder entsetzlich gelitten. Aber ich will nicht klagen: die Last des Alters, das Abnehmen meiner körperlichen und geistigen Kräfte, die qualvollen Schmerzen, was hat das alles zu sagen?

Es wird nur eine Zeit lang währen, und dann hat es auch alles seinen Zweck. Ich ziehe mich in mich selbst zurück. Was sollte aus mir werden, wie stünde es jetzt um mich, wenn mein Leben bis zum letzten Augenblick nur eine beständige Reihenfolge von Freude, Glück und Zufriedenheit gewesen wäre?

Warum sollte ich auch klagen, seit ich weiß, daß mein Erdenleben nur eine Prüfungs- und Vorbereitungszeit für ein höheres Dasein ist? Kann man sich ein herrlicheres Ziel vorstellen als das, dem ich jetzt entgegeneile? Wenn ich nur fortschreite! wenn ich nur meine Seele läutere! wenn ich mich nur würdig mache, ein vollkommeneres Leben zu ergreifen!... was liegt dann an dem übrigen? Wenn ich auch schwer verletzt aus dem Kampf mit diesem Leben hervorgehe, was liegt daran? Durch Kampf zum Sieg, zu heller Siegesfreude! Diese Zuversicht tröstet mich über alles Leid, sie giebt mir neuen Mut und erfüllt mich mit heiligem Frieden.... Ach, mein Gott, mehre meinen Glauben!

Juni.

Gott sei Dank! Ich bin von einer schweren Sorge, ja vielmehr von einer schweren Sünde erlöst, die mich schon lange Zeit sehr quälte. Ich stehe im Begriff, ein ungeheueres Unrecht wieder gut zu machen!...

Herr Sauliez hatte früher einmal meine Eitelkeit verletzt. Als er darauf in einen Prozeß verwickelt wurde, gehörte ich zu seinen Richtern, und ... es wird mir noch heute schwer, es zu bekennen!... ich trug zu seiner Verurteilung bei, obgleich ich nicht fest von seiner Schuld überzeugt war. Ach, wie süß, wie bitter ist die Rache! Mit welch teuflischer Freude gab ich mich ihr hin! Mit wie höhnischem Lächeln begrüßte ich mein Opfer, als ich

ihm zwei Tage später begegnete! Ein wilder Instinkt hatte mich zur Rache verleitet, und um ihm zu gehorchen, hatte ich eine andere Stimme zum Schweigen gebracht, die von Gerechtigkeit und Zartgefühl sprach ... und so triumphierte ich und freute mich meines schändlichen Triumphes!

Allmählich aber wurde es Licht in meinem Geiste.

Auf dem Grund meiner Seele regte sich, erst unbestimmt, dann immer klarer hervortretend, die Reue, und verwandelte sich in Gewissensbisse.... Doch wahrlich, die Eitelkeit hat festen Anker in uns geworfen. Es mag unglaublich scheinen, daß ich selbst in meiner Reue noch Grund zur Eitelkeit fand! „Wie viele Menschen sind einer solchen Reue gar nicht fähig", dachte ich bei mir selbst. „Harte, grobe Naturen nehmen es gemütlich mit der Sünde und reden sich mit leeren Entschuldigungen heraus ..., aber ich, ich klage mich an.... Wie zart und feinfühlig ist doch meine Seele!..."

Dieser Zustand dauerte jahrelang. Jahrelang schwankte ich zwischen einem grillenhaften, gewissermaßen platonischen Reuegefühl und heftigen, bitteren, ernsten Gewissensbissen....

Gott sei Dank, daß er mein Leben noch verlängert hat! Nun soll mir niemand mehr sagen, daß das Alter

zu nichts gut sei. Meinen Jahren, meinen Gebrechen und auch der Wandlung, die sich in mir vollzogen, seitdem ich gelernt habe, an Gott und an ein zukünftiges Leben zu glauben und mich vor der reinen Gestalt Jesu Christi zu beugen, danke ich es, daß das Bewußtsein meiner Schuld in mir gewachsen ist, bis es nicht mehr auszutilgen war, und mit ihm das Verlangen, sie, wenn möglich, zu sühnen....

Ich weiß, daß viele Fehltritte nicht gesühnt werden können und daß kein einziger völlig wieder gut gemacht werden kann: — die göttliche Liebe allein kann sie zudecken.

Aber welche göttliche Befriedigung gewährt es, sie wenigstens nach besten Kräften wieder gut zu machen!

Als ich meine Schuld völlig erkannt hatte, wurde mir auch meine Pflicht klar.

Ich weiß es noch so genau: es war am 17. Februar, an einem späten Winterabend, als ich zum Entschluß kam. Draußen wirbelte eisiger Schnee in den Lüften, während in meinem Innern die Pflicht einen erbitterten Kampf mit der Selbstsucht focht; — aber nach einmal gefaßtem Vorsatz schlummerte ich sanft ein.

Am andern Morgen begab ich mich zu Frau Thoras.

Mit pochendem Herzen teilte ich ihr alles mit: mein Vergehen, mein Schwanken, meinen unabänderlichen Entschluß. Wie strahlte da ihr edles Antlitz vor Freude, und wie viel gute, ermutigende Worte ließ sie mich vernehmen! Ach, wohl hatte ich den Fuß auf einen beschwerlichen Pfad gesetzt, aber es war doch der rechte!

Es handelte sich nun zuerst darum, Herrn Sauliez aufzufinden, den ich ganz aus den Augen verloren hatte.

Wir begaben uns sogleich an das Werk, fanden seine Spur auch wieder und erfuhren endlich, nach langen, fruchtlosen Bemühungen, daß er sich in den kleinen Flecken M., vier Meilen von hier entfernt, zurückgezogen habe und dort in nahezu bedrängten Verhältnissen lebe.... Da ich mich nicht zu ihm begeben konnte, erbot sich Frau Thoras, ihn zu bitten, er möge hierherkommen. Sie schrieb ihm, daß sie ihm eine wichtige Mitteilung zu machen habe und daß dies nur in ihrem Hause geschehen könne. Er hat endlich zugesagt und wird übermorgen kommen. Möchte er meine Bitte um Vergebung nicht von sich weisen!

Juni.

Es ist geschehen.

Wir haben uns wiedergesehen. Ich bin von einer ungeheuern Last befreit.

Welche Scene! Großer Gott, wie habe ich gelitten!... und wie glücklich bin ich jetzt!

Mit klopfendem Herzen stand ich vom frühen Morgen an hinter meinem Fenster Wache.

Gegen Mittag endlich sah ich ihn, gealtert und gebeugt, langsam auf unsere Wohnung zukommen.

Frau Thoras ging ihm entgegen und fragte ihn: „Mein Herr, Sie erinnern Sich gewiß eines Richters, der Sie vor langen Jahren verurteilen ließ...."

„O ja! — und sehr ungerechterweise. Gott verzeih' es ihm!"

„Dieser Richter hat mir einen Auftrag an Sie gegeben...."

„Sprechen Sie nicht von ihm, er hat mir die Ehre genommen!"

„Er weiß und bereut es...."

„Und Ihr Auftrag ...?"

„Er besteht in der Bitte um Ihre Vergebung."

„Das ist wohl an der Zeit, endlich. Er hat mich in den Schmutz gezogen.... Ich ..."

„Ach, halten Sie ein! Gedenken Sie der Worte, die jeder Christ täglich wiederholt: ‚Vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern‘. . . .“

Es folgte ein peinliches Schweigen, welches Frau Thoras zuerst brach, indem sie ihm von meiner Herzensangst, meiner Reue und meinem unendlichen Verlangen, nicht zu sterben, ohne ihn um Verzeihung gebeten zu haben, erzählte.

„Ich beschwöre Sie“, sagte sie zum Schluß, „des göttlichen und zugleich so menschlichen Wortes zu gedenken: ‚Vergebet, so wird euch vergeben!‘“

„Ich vergebe ihm“, sagte Herr Sauliez mit leiser Stimme; „sagen Sie ihm das.“

„Sagen Sie es ihm selbst!“ antwortete Frau Thoras.

„Aber wo ist er?“

„Hier!“

Einen Augenblick später stand ich demütig und als ein Bittender vor ihm. . . . Was ich zu ihm sagte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß er die ihm dargebotene Hand ergriff.

„Lassen Sie uns vergessen. . . .“

„Ja, wir wollen alles vergessen! . . .“

Und wir fielen einander in die Arme.

Ach, es giebt nichts Schöneres, als das Bekenntnis einer Schuld und eine aufrichtige Versöhnung!

Wir schieden als die besten Freunde.

Wie glücklich war Frau Thoras, und ich erst!

Ich sagte Gott aus tiefster Seele Dank dafür, daß er mich diesen Tag erleben ließ. Nun soll mir niemand mehr sagen, daß das Alter mit all seinem Elend nur Trübsal im Gefolge habe!

---

3. Juli 1880.

Herrn Sauliez' geringe Mittel reichen kaum für seine Bedürfnisse hin, und doch will er mir nicht erlauben, ihm beizustehen. Er meint, das würde unsere guten Beziehungen trüben. Das Nötige genügt ihm.

Da ist mir ein ausgezeichneter Gedanke gekommen.

Dem Sohn meiner Wäscherin, dem armen Georg, geht es von Tag zu Tag schlechter. Die epileptischen Anfälle kehren immer häufiger wieder, und seine Mutter kann ihn unmöglich mehr allein besorgen.

Außer ihm kenne ich noch zwei andere, gleich erbarmungswürdige Kinder. Das eine ist mutterlos und liegt an einem höchst schmerzhaften Hüftleiden danieder; das andere, die kleine fünfjährige Klara, ist infolge des

Scharlachfiebers schwachsinnig geworden. Sie ist zwar gesund, führt aber so zu sagen ein rein animalisches Leben; ihr toter Blick und ihre seltsamen, unzusammenhängenden Bewegungen flößen mir unaussprechliches Mitleid ein.

Und sollten diese menschlichen Wesen, bei denen die den Menschen auszeichnenden Fähigkeiten, in einen anormalen Körper gebannt, schlafen, einem gänzlichen Tode verfallen sein? Sollte diesen armen, unschuldigen Seelen nichts anderes beschieden sein, als die langen Tage unerträglichen Leidens, aus denen ihr ganzes Leben besteht?

Während wir auf die völlige Lösung dieses ernsten Rätsels warten, gilt es zu handeln. Es ist Pflicht eines jeden, der es vermag, diesen unglücklichen Wesen zuhilfe zu kommen. Vielleicht läßt sich ihr physischer und moralischer Zustand durch die Macht der Liebe allmählich bessern. Und was wäre dabei verloren, selbst wenn dieser Versuch nicht gelänge? Man hätte wenigstens seine Pflicht, eine schwere, aber schöne Pflicht erfüllt....

Frau Thoras ist mit großem Eifer auf meine Pläne eingegangen.

„Ich weiß etwas für Sie", rief sie aus. „Dicht

neben uns das kleine Haus mit dem Gärtchen darumher, ist zu vermieten, und meine gute, fromme Nichte, die so lange schon ihre ganzen Kräfte einem barmherzigen Werke weihen möchte, würde unseren drei Pflegekindern eine zweite Mutter sein."

Kurz, nach wenigen Tagen schon hatten wir unser kleines Hospital in Besitz genommen und unsere Kinder in dem „Asyl Sauliez", wie es heißen soll, untergebracht.

Um die Zukunft der Anstalt sicher zu stellen, habe ich mein Testament abgeändert. Meine Verwandten wohnen alle weit von hier und können, da sie in guter Lage sind, mein kleines Vermögen leicht entbehren; so vermache ich den größten Teil davon meinem Asyl, das dann sechs unglückliche Wesen wird aufnehmen können.

Ich teilte dies alles Herrn Sauliez mit, der zuerst einige Schwierigkeiten dagegen erhob, dann aber, weil niemand in unserer kleinen Stadt ihn kennt, endlich nachgab, als ich es ihm gleichsam zur Pflicht machte und ihm sagte, daß er mir die größte Freude bereiten würde, wenn er mir meine Schuld gegen ihn auf diese Weise abzutragen erlaubte.... Und nun kann man sich denken, wie es in mir aussieht!

Ich rufe mir einen der schönsten Tage meines Lebens zurück.

Ich war jung, ich liebte und wurde wieder geliebt. Aber die Eltern meiner nachherigen Gattin hielten ihre Einwilligung noch zurück. Ich hatte es noch zu keiner Stellung gebracht und sie zweifelten an meiner Kraft und an meiner Zukunft. Wir aber, sie und ich, zweifelten nicht; unsere Seelen hatten sich gefunden, verstanden und einander Treue gelobt. Doch vor uns lagen unübersteigliche Hindernisse! Wie sollten wir dieselben besiegen, wie unser Ziel erreichen?

Inzwischen wurde eine Volksversammlung zu den Wahlen berufen. Ich nahm das Wort, und der Erfolg meiner Rede überstieg meine kühnsten Hoffnungen.

Noch ganz aufgeregt davon, erhielt ich am nächsten Morgen folgende Worte von Felicia: „Kommen Sie, mein Vater giebt Ihnen das Recht dazu!“ Eine Stunde später waren wir öffentlich verlobt. Es war fast zu viel Glück auf einmal. Bei der bloßen Erinnerung daran zittere ich vor Bewegung.

Und nun vergleiche ich meine damaligen Gefühle mit denen, die mich jetzt bei der Gründung meiner Anstalt bewegen, und finde, daß die letzteren noch reiner und tiefer sind. Es liegt mehr Glück darin, anderen Gutes zu thun als sich selbst.

Aber diese ungetrübte Freude verdanke ich doch auch

meinem Alter. Wie könnte ich mich jetzt noch dem Glauben verschließen, daß es nicht, obgleich man dies gewöhnlich annimmt, jeden Reizes entbehre? Man muß nur guten Gebrauch davon zu machen wissen. Es hat andere Freuden als der Mittag des Lebens; die leidenschaftlichen Wallungen, die manchen erregen, in dessen Adern das Leben noch kräftig pulsiert, liegen ihm ferne; aber die reinen, tiefen, nachhaltigen, heiligen Freuden scheinen ganz besonders den Jahren anzugehören, in denen die in sich selbst zurückgezogene Seele, die schon halb und halb von dem Irdischen losgelöst ist und kaum noch von dem Körper zurückgehalten wird, immer tiefer in die rein geistige Welt eindringt, um deren köstliche Lieblichkeit zu genießen. . . . .
. . . .

Nun ist schon ein Jahr vergangen, seit ich dies Tagebuch anfing.

Wahrlich, dies Jahr war besser, als ich es gehofft.

Ich habe manches Gute gethan. Ich glaube mit Gottes Hilfe auch innerlich einigermaßen fortgeschritten zu sein. Dank der Überzeugung, daß man auch, ohne sich ein Armutszeugnis zu geben, an einen lebendigen Gott und an die Unsterblichkeit glauben kann, habe ich meine Leiden geduldig zu ertragen gelernt [18].

Ich muß noch viel, viel weiter fortschreiten, im Glauben wie im Leben. Aber auch ich will von ganzem Herzen ausrufen: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“

Als man mich heute früh beglückwünschte, weil ich diesen Tag aufs neue erlebte, habe ich auch nicht gemurrt und mich nicht, wie letztes Jahr, gegen mein Schicksal empört.

Wie wird es im nächsten Jahre um mich stehen?

Juli.

Mein armer kleiner Carabit!

Sollte er gänzlich vernichtet sein? Er war nicht schön, aber außergewöhnlich klug, und vor allem so treu!

Mit welchen Freudenausbrüchen begrüßte er mein Erwachen! Wie zärtlich sah er mich mit seinen guten braunen Augen an! Wie wußte er meine kleinsten Wünsche zu erraten! Es fehlte ihm nur die menschliche Sprache, um liebevoll und verständig mit mir zu reden und um sich Kenntnisse zu sammeln.

Und er sollte gänzlich vernichtet sein!

Litt ich, so sah er traurig aus. Wenn im Laufe einer Unterhaltung, der er beiwohnte, fröhliches Gelächter

erschallte, so schien auch er zu lächeln.... Ach, ich kann wohl verstehen, wie der große Dichter Southey bei dem Tode seines Lieblingshündchens ausrief:

„... Es giebt noch eine andre, beßre Welt,
Das Ziel von allem, was da lebt und webt:
Allwo der stolze Mensch, vom Wunsch beseelt,
Die unbegrenzte Güte auf das Maß
Des eignen Mitgefühles zu beschränken,
Wohl Ursach' haben mag, dich zu beneiden.“

Ich sympathisiere mit Eugénie de Guérin, wenn sie schreibt: „Heute Abend starb meine Turteltaube.... Ich liebte sie; sie war schneeweiß, und jeden Morgen, Sommer und Winter, war ihre Stimme die erste, welche ich unter meinem Fenster vernahm.... Ich will meine Taube unter einen Rosenstrauch auf der Terrasse betten; es ist mir, als ob ihr dort wohl sein würde, und als ob ihre Seele — wenn sie eine hat — in diesem Nest unter den Blumen sanft ruhen müsse. Ich glaube an die Seele der Tiere und möchte, daß es ein kleines Paradies für die guten und sanften unter ihnen, wie Turteltauben, Hunde und Lämmer, gäbe!“

Und besonders gern durchlese ich die Verse, welche Lamartine seinem armen „Fido“ widmete:

„Nein, wenn auch das Gefühl erlischt in deinem Blick,
Einst wird es auferstehn aufs neu' zu Lieb' und Glück.

Es stirbt von treuer Lieb' die zarte Sympathie,
In Pflanze oder Mensch, zu ew'gem Tode nie.
Gott trennt sie kurze Zeit, vereinigt dann aufs neu,
Sein großes Herz umschließt uns all' mit Vatertreu'!
Ja, wieder wird erblühn die Lieb', die uns verband."

. . . .

Man möge mich nicht der Sentimentalität beschuldigen.

Beim Tiere finden sich in verschiedenen Abstufungen List, Stolz und Rachsucht, aber auch Großmut, Freundschaft, Mutterliebe und freiwilliger Opfermut [19]). Wer weiß, ob diese Geschöpfe mit ihrer Empfänglichkeit, zu leiden, zu lieben und zu überlegen, nicht eines zweiten Lebens fähig sind? Hienieden befinden sie sich auf einer niederen Sprosse der Stufenleiter aller Wesen; sie stehen alle, auch die menschenähnlichsten, unter dem Menschen: aber kennen wir alle die geheimnisvollen Vorgänge, die sich in der Tierseele abspielen? Mit welchem Recht behaupten wir, daß sie alle, vom ersten bis zum letzten, zu ewiger Vernichtung verdammt seien? Wo ist die Grenze zwischen dem Menschen, der sich unter das Tier erniedrigt und meinem Carabit, meinem guten, pflichttreuen, zärtlichen, liebevollen kleinen Pudel? Wer ist wohl mehr wert, das großmütige Tier, dessen Denkvermögen nur besserer Bedingungen zu seiner Entwickelung

bedürfte — und wie viele wahrhaft rührende Geschichten könnte ich hier anführen —, oder der grausame, blutdürstige, haßerfüllte Mensch, in dessen Innerem der göttliche Funke erloschen zu sein scheint? Ach, mein kleiner Carabit, ganz gewiß warst du viel besser, als mancher Mensch!

Juli.

O menschliche Ohnmacht!

Ich habe letzte Nacht kein Auge zugethan, weil mich eine einfältige Mücke nicht dazu kommen ließ. Zwanzigmal hielt ich sie für verschwunden, und zwanzigmal schwirrte mir das verwünschte Tier wieder um die Ohren herum, als ich gerade am Einschlafen war.

Unser Geist durchdringt die Himmel in ihrer Tiefe, und ein elendes Insekt reicht hin, seine Ruhe zu stören und ihn stundenlang im Schach zu halten!

Juli.

Die Wiederkehr des 14. Juli soll mit außergewöhnlichem Glanz gefeiert werden.

Frau Thoras hat mir verschiedene Zeitungsberichte

darüber mitgeteilt. Wer zählt alle die zu dem Feste errichteten Triumphbögen, die Fahnen, mit denen man die Wände bekleidet, die Banner, welche man über die Straßen zieht, die Laternen und farbigen Glaskugeln, und alle die Anstrengungen, welche Millionen von Menschen, sowohl in Paris als in den Provinzen, machen, um ihrer Freude den verschiedenartigsten Ausdruck zu geben! Es ist ein wahrhaft erhebendes Schauspiel!

. . . .

Das Fest ist über alles Erwarten gelungen.

Ich entnehme der Beschreibung, welche ein Journal von der großen Galavorstellung im Opernhause giebt, folgende Zeilen: „Es war eine glückliche Anordnung, daß man alle Offiziere derselben Waffe zusammengruppiert hatte. Der von den Husaren und Jägern eingenommene Teil des Saales glänzte himmelblau, ein anderer erschien fast schwarz durch die Uniformen der Infanterie. Hier schimmerten die Goldfransen der Artillerie, dort die silbernen Epauletten der Jäger. . . . Man konnte mit einem Blick die Blüte unserer Armee umfassen, und im Glanz all ihrer Dekorationen bot sie ein Schauspiel dar, welches sogar die Offiziere selbst fesselte, so daß man sie sich jeden Augenblick umwenden sah, um es wieder und wieder zu genießen. Eine doppelte Reihe von Munizipalbeamten in großer Uniform hielt die Stufen und den Fuß der großen Treppe besetzt, und an dem Aufgang zum Amphitheater standen als Wachen, unbeweglich wie Bronzestatuen, schwarze Spahis, durch deren halboffenen Burnus man ihre reiche Kleidung schimmern sah. Und in diesem in seiner Art einzig dastehenden Rahmen, in diesem strahlenden Lichte war ein beständiges Kommen und Gehen von treppauf oder treppab eilenden Offizieren jeden Ranges, ein Säbelklirren auf den Stufen, ein Blitzen von Stickereien und Epauletten, ein Farbengeflimmer, an dem man sich nicht satt sehen konnte. . . .“

Bei dem Lesen dieser Zeilen glaubte ich selbst Zeuge aller dieser Herrlichkeit zu sein, und mein Herz schlug höher. So viel Auszeichnung an einem Ort vereint, so viel Kraft mit so viel Glanz verbunden, ein ganzes Volk, das in dem Rausch unbändiger Freude schwelgt . . ., kann es ein besseres Bild menschlicher Größe geben?

Dann schlug ich das Blatt um und las folgende Zeilen:

„Soeben hat sich eine Frau von der Kuppel des Pantheon in das Innere des Gebäudes herabgestürzt und sich den Hirnschädel zerschmettert.“

Welch' bittere Gedanken rufen diese einfachen Zeilen hervor!

So stehen immer und überall neben der Freude Elend, Krankheit, namenloser Kummer, Tod! Arme verhungernde Menschenkinder neben den Reichen, die in ihrem Übermut mit goldbeschlagenen Sohlen die Brüder zertreten, welche vom Mißgeschick grausam verfolgt werden! Und wie viel verborgenes Leid findet sich nicht selbst bei denen, die als vom Schicksal bevorzugt gelten, die das Glück mit seinen Gaben überschüttet und die von der Welt beneidet werden! Die Welt sieht sie nur lächeln, aber wie viel Thränen verschlucken sie in der Stille! Heute lächeln sie, aber morgen?? Und wie viele andere, die für große Thaten und große Rollen geschaffen waren, müssen mit dem Elend ringen und in der Verborgenheit verkümmern!

Wahrlich, es wäre nicht der Mühe wert, zu leben, wenn im Grabe alles sein Ende nähme!

Juli.

Neulich berührte ich eine ernste Frage: die von der bedingten Unsterblichkeit. In diesen Tagen habe ich viel darüber nachgedacht. Ich will es versuchen, die Resultate, zu denen ich gelangt bin, so klar wie möglich zusammenzufassen.

Zunächst halte ich es für gewiß, für durchaus gewiß (und oben sagte ich warum), daß alle Menschen, vom ersten bis zum letzten, mit der Bestimmung zur Unsterblichkeit geschaffen sind.

Aber der Mensch muß der Unsterblichkeit, muß einer seligen Unsterblichkeit würdig werden. Man ist nicht durch Geburtsrecht unsterblich, die Unsterblichkeit muß errungen werden. Und die Seele ist fähig, sich zu vergrößern oder zu verkleinern. Man spricht nicht umsonst von einer großen Seele oder einem großen Herzen....

Die Größe der menschlichen Seele besteht im wesentlichen in reiner Liebe und in dem Geist der Selbstverleugnung. Der Todfeind der Seele ist der Egoismus. Für sich selbst, nur für sich selbst leben heißt das eigene Sein verschlingen. Wissen ist der Anfang der Weisheit, lieben ist die Weisheit selbst[20].

Und das liegt in der Macht eines jeden Menschen, wo bliebe sonst die Gerechtigkeit? Nicht jeder Mensch kann sich viel unterrichten und sich zu den Höhen der Wissenschaft aufschwingen, aber ein jeder kann sein Herz läutern und seine Gefühle veredeln. Jeder, mag er sich auch in der allerbescheidensten Lage befinden, kann sich die dem Herzen entspringenden großen Gedanken zueigen machen und sich auf eine Stufe mit jenen seltenen Men-

schen bringen, die leben und, wenn es sein muß, ihr Leben hingeben, um dem Guten zum Sieg zu verhelfen.

Aber man liebt das Gute nur wahrhaft, wenn man es lieben will. Wir sind uns wohl bewußt, daß uns allen auf uns wirkenden Einflüssen gegenüber eine unantastbare Willensfreiheit gegeben ist. Die Seele ist eine freie geistige Kraft, die Ja oder Nein sagen kann, wenn das Gute sie ruft. Es steht ihr frei, sich des Guten zu befleißigen, ihm zu Willen zu sein, sich daran zu gewöhnen und es mit der Zeit, so zu sagen natürlich, leicht und mit Freudigkeit zu üben; ebenso frei steht es ihr, sich dem Bösen zu ergeben und dessen Sklave zu werden . . . und dann nimmt das Licht von oben, der göttliche Funke, in uns ab — wer wüßte dies nicht aus eigener schmerzlicher Erfahrung? Und dann verwischt sich von Stufe zu Stufe, hienieden und vielleicht auch noch im Jenseits, die menschliche Persönlichkeit. Die Kräfte, aus denen sie bestand, lösen sich auf und werden endlich wieder unpersönlich. Sie vergehen nicht, aber sie wandeln sich um.

So bleibt die göttliche Gerechtigkeit unversehrt.

Ist Gott etwa anzuklagen, wenn eine Seele sich auf diese Weise selbst vernichtet? Nein; die Seele allein trägt

die Schuld: sie hat sich den unabänderlichen Gesetzen der sittlichen Welt nicht freiwillig beugen wollen und sich geweigert, das höhere Leben zu ergreifen, zu welchem der Schöpfer sie berufen hatte.

Aber auch die göttliche Liebe bleibt unverletzt.

Hast du nie vor Entsetzen gebebt, wenn du an die ewige Qual dachtest? Kann der Höchste die Verdammten zu endloser Strafe und entsetzlichem Leiden bestimmt haben? Wie sollte man sich das erklären? Sieh hier ein menschliches Wesen: es ist ganz ohne Selbstbeteiligung geschaffen worden; es lebt dreißig bis sechzig Jahre auf Erden, und diese wenigen Augenblicke sollten ihm möglicherweise ewige Pein eintragen? Noch mehr: ich nehme an, daß du selbst zu den Seligen zählst; würdest du alsdann den Gedanken ertragen können, daß dein Bruder zu endloser Qual verdammt sein sollte? Welch' eine zweifelhafte Seligkeit wäre das für den einen und welch unbeschreibliches Elend für den andern! Das kann nicht sein.

Und dennoch, wir wollen das nicht vergessen, muß die Möglichkeit, auf der Sündenbahn zu beharren, für jeden Menschen voll und ganz anerkannt werden, denn was würde sonst aus der sittlichen Freiheit, die doch eines der hauptsächlichsten Elemente des menschlichen We-

sens bildet? Diese Möglichkeit beweist die Unhaltbarkeit der Hypothese von einer endlichen Wiederherstellung, die man in der Verzweiflung zuzeiten aufgestellt hat, weil man sich nicht anders zu helfen wußte.

Nein, allen diesen Schwierigkeiten gegenüber giebt es nur eine zulässige Lösung: die Möglichkeit einer gänzlichen Vernichtung.

Dies ist zwar ebenfalls eine schwer annehmbare Wahrheit, aber dennoch ist sie hundertmal annehmbarer, als der Glaube entweder an eine endliche Wiederherstellung, oder an eine endlose Qual, denn sie allein läßt die Liebe, sowie die Gerechtigkeit Gottes unversehrt.

Die Theorie habe ich dargelegt; was die Anwendung derselben betrifft, so können wir gar nicht milde genug sein. Wie viele Seelen scheinen uns unrettbar verloren und bergen doch noch einen Schatz an Liebe! So lange ein Mensch noch atmet, darf man sagen, daß seine Seele nicht tot ist. Wer sind wir, daß wir uns zu Richtern aufwerfen sollten? Wer weiß, was sich in den Tiefen der Seele zuträgt; wer kennt die Kämpfe, die dort gekämpft werden; wer vermöchte es, die Anlagen, welche die Seele schon mit zur Welt gebracht, oder die Einflüsse, denen sie ausgesetzt war, abzuwägen? . . . alles

Dinge, die der höchste Richter in Anbetracht ziehen wird. Warum sollten wir nicht annehmen, daß eine Seele neuen Prüfungen unterworfen werden könne? Wenn auch die Rolle, die sie auf Erden spielte, nahezu verfehlt zu nennen ist, so kann sie doch in einer andern Sphäre von neuem aufgenommen werden. . . .

Ob ich wohl recht habe? Hebt die Lösung, zu welcher ich gelangt bin, wohl alle Zweifel auf? Ich weiß es nicht; aber sie ist ganz gewiß einleuchtender als irgendeine andere.

Ach Herr, mein Gott, der du die Liebe und Gerechtigkeit selbst bist, erleuchte mich! Und vor allem stehe mir bei, stehe alle denen bei, die Du zu dem himmlischen Leben berufen hast, hilf uns den guten Kampf zu kämpfen!

Juli.

Ein schlechter Tag heute, nach einer schlaflos und in unerträglichen Schmerzen verbrachten Nacht.

Wie traurig ist es doch, daß das Leiden uns so oft zur Sünde verleitet!

Ich habe meine treue Susanne rauh angefahren, und vorhin bat ich sie um Entschuldigung dafür.

„Es ist ja nicht der Rede wert", antwortete sie. „Sie haben auch wie ein Märtyrer gelitten."

Ach wahrlich, solche einfältigen, guten Herzen lehren uns an Pflicht und Heiligkeit und an das zukünftige Leben glauben; durch sie lernen wir Gott lieben. Meine gute alte Susanne! Wenn du wüßtest, wie tief du mich gerührt hast! Wie wahr ist es doch, daß die sanfte, demütige, ausharrende Güte besser ist als alles Wissen!

August.

Ich habe Frau Thoras meine Gedanken über die bedingte Unsterblichkeit mitgeteilt.

Zu meinem großen Erstaunen sagte sie mir, sie teile meine Ansicht zwar nicht, nichtsdestoweniger aber sprächen zahlreiche Bibelstellen für dieselbe.

Einige dieser Stellen will ich hier anführen:

„Die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit." [21])

„Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." [22])

„Der Tod ist der Sünde Sold." [23])

„Wo ihr nach dem Fleisch lebet, so werdet ihr sterben müssen. [24])

„Fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle." [25])

„Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten." [26])

„Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren." [27])

„Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten." [28])

„Das aber ist das Brot, das vom Himmel kommt, auf daß, wer davon isset, nicht sterbe." [29])

„Wer den Sünder bekehret hat von dem Irrtum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen." [30])

Und wie viele ähnliche Stellen giebt es noch, die ihrem natürlichen Sinn nach nur das eine bedeuten können: das Beharren im Bösen tötet die Seele.

August.

Gestern regnete es den ganzen Tag. Ich konnte meinen gewohnten Spaziergang nicht unternehmen und suchte mich dadurch zu entschädigen, daß ich einige meiner

vor langen Jahren gemachten Auszüge und ein Paket alter vergilbter Briefe durchblätterte.... Sonderbar! ich versuchte es soeben vergeblich, mich auf die Einnahme Konstantinopels durch die Türken zu besinnen; aber wie ich meine Auszüge und Briefe wieder durchlas, erstand nach und nach ein großer Teil meiner Vergangenheit vor meinen Augen. Ich sah die Gestalten meiner Eltern und meiner Frau klar vor mir; auch den Garten, worin ich mich als kleines Kind erlustigte, die Form und Farbe meiner Schulbücher, einen Teil der Schweiz, den ich vor langen Jahren besucht habe....

Und doch behaupten die Gelehrten, daß alle die Partikeln, aus denen unser Körper besteht, sich unaufhörlich erneuern....

Das Gedächtnis ist demnach nicht unauflöslich an diesen oder jenen Teil unseres Gehirnes gebunden; es kann nur einer von dem Körper verschiedenen Kraft angehören, einer Seele, die zwar ohne Zweifel mit dem Körper verbunden, aber nicht eins mit ihm ist.

August.

Herr Emil ist ein anderer geworden. Er will nicht mit uns ausgehen, und schließt sich, wenn er

von seinem Bureau zurückkommt, gleich in sein Zimmer ein.

Heute hat er sich zum erstenmale seit Johannas Tod an das Klavier begeben, um ihm klagende, schwermütige Töne zu entlocken....

Frau Thoras hat gestern das Grab ihrer Enkelin besucht; sie fand dort — und das nicht zum erstenmale — einen Strauß Blumen von befreundeter Hand niedergelegt. Auf dem Friedhof begegnete ihr Herr Emil, der sie nur aus der Ferne grüßte. Sein trauriges, düsteres Aussehen fiel ihr auf.... Es unterliegt keinem Zweifel: er liebte Johanna und ist untröstlich über ihren Tod!

Während Herr Emil so in Tönen sein Leid klagte, kam die Militärmusik vorbei und sandte ihre frohen Melodieen in die Lüfte. Als ich ihnen lauschte, mußte ich an ein Buch über Musik denken, dessen Titel mir abhanden gekommen ist.

Es scheint, daß die Gesetze der Musik bei den verschiedenen Völkern verschieden sind. Die Tonleiter der Chinesen und Araber unterscheidet sich wesentlich von der unsern, die der Urvölker erregt unser mitleidiges Lächeln. Und doch, das musikalische Gefühl findet sich bei allen Völkern!

Was zeigt das anders, als daß sie alle die Musik lieben, wenn sie sich auch nicht die gleiche Idee davon machen? Die einen stehen dem Ideal näher, die anderen ferner.... Und ist es nicht ebenso mit allem, was uns gefällt? Das Ideal körperlicher Schönheit ist für den Hottentotten oder Papua ein anderes als für den Europäer oder Nordamerikaner, aber jedes Volk, jedes Individuum hat sein Ideal.

So giebt es ebenfalls kein Volk, das nicht irgendwie an ein zukünftiges Leben glaubte. Über das Wie dieses Lebens gehen die Ansichten bis in das Unendliche aus einander, aber diese universelle Übereinstimmung hat ihre hohe Bedeutung.

Es giebt eine körperliche und eine künstlerische Schönheit, es giebt ebenso ein zukünftiges Leben, weil alle Menschen instinktiv daran glauben. Das steht im tiefsten Grunde eines jeden Herzens geschrieben. Was beweisen die etwa anzuführenden seltenen Ausnahmen gegen diese feierliche, aus dem innersten Herzen des Menschengeschlechtes hervorgehende Bestätigung?

August.

Heute Morgen habe ich die Bekanntschaft mit meinen Klassikern erneuert. Ich fand dort, neben schwachen, unreifen Argumenten und lächerlichen Ideeen über das zukünftige Leben, Beweise, die mit unwiderstehlicher Klarheit für die ununterbrochene Fortdauer der Seele sprechen, und unstreitig richtige Gedanken über den Zustand derselben nach dem Tode.

Plato sagt: „Wenn der Tod die Auflösung und die Vernichtung des ganzen Menschen wäre, so würde der schlechte zu viel dabei gewinnen, gleichzeitig von seinem Körper, seiner Seele und seinen Lastern befreit zu werden. Aber weil die Seele unsterblich ist, so giebt es für sie kein anderes Mittel, um den Übeln, die den Missethäter erwarten, zu entgehen, kein anderes Heil als die Weisheit und Tugend: wenn sie in die andere Welt hinübergeht, so nimmt sie nichts mit sich als ihre geistigen und moralischen Thaten, die ihr vom ersten Augenblick ihrer Ankunft an eine Quelle der größten Übel oder des größten Glückes sein werden...."

Weiter läßt Cicero den älteren Cato sagen: „O glücklicher Tag, an dem ich mich aus dieser Menge, aus diesem Gedränge der Sterblichen entfernen werde, um

mich mit der göttlichen Versammlung der großen Seelen zu vereinigen! Nicht allein die Menschen werde ich dort wiederfinden, die auf dieser Erde gelebt haben wie Götter, sondern auch meinen Sohn Cato, dem diese alten Hände die Dienste erwiesen haben, die er mir nach der Ordnung der Natur hätte erweisen sollen! Seine Seele hat mich nicht auf immer verlassen. Sie ist, indem sie nach mir rief und ihre Augen auf mich gerichtet hielt, nach jenen Orten vorangegangen, wohin sie wußte, daß ich ihr auch bald folgen würde. Und wenn ich den Verlust meines Sohnes mutig ertragen habe, so war es nicht deshalb, weil ich ihn mit gleichgültiger und fühlloser Seele ertrug, sondern weil ich mich mit dem Gedanken tröstete, daß die Trennung und Abwesenheit nicht von langer Dauer sein würden."

Hören wir ferner Seneca, der gleichsam einen Freudenschrei ausstößt bei dem Gedanken, daß er nicht gänzlich sterben werde: „Wie die Strahlen der Sonne die Erde berühren, aber ihr Licht von dem Herde empfangen, der sie entsendet, ebenso lebt die Seele in uns, wie ein göttlicher und geheiligter Gast: aber sie bleibt stets mit ihrem Ursprung verbunden; sie ist gewissermaßen von ihm abhängig; sie sehnt sich nach ihm und strebt, zu ihm zurück zu gelangen. Ach, wie glücklich wird sie sich

schätzen können, wenn sie, der Finsternis, in welche sie versenkt ist, entrückt, mit vollem, klarem Blick die himmlischen Geheimnisse erschauen wird, wenn sie dem Himmel, der ihr Vaterland ist, wiedergegeben sein und von neuem an dem Orte leben wird, den sie im Anbeginn durch Naturrecht bewohnte! Unser Ursprung zieht uns nach oben."

Mögen manche auch behaupten, daß Seneca und seine Freunde weniger aus fester Überzeugung von dem zukünftigen Leben redeten, als vielmehr deshalb, weil ihre Einbildungskraft sich in diesem Glauben gefiel: so steht es darum nicht minder fest, daß dieser Glaube, den niemand dem Buchstaben nach *beweisen* kann, ihnen begeisterte Worte eingab, die mit überzeugender Gewalt aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele emporstiegen.... Ich sehe in ihnen die inspirierten Dolmetscher der Sehnsucht der unwissenden Menge, in welcher die feste Hoffnung schlummert, daß dieses oft so traurige und qualvolle Erdenleben nur die erste Stufe auf dem Wege zur Ewigkeit sein kann [31]).

September.

Viele Tage lang konnte ich weder lesen noch schreiben.

Ich muß meine Augen, meinen ganzen Körper schonen und würde die kleinste Überanstrengung teuer bezahlen müssen. Und was ich auch thun, so viel Ruhe ich mir auch verschaffen mag, ich kann dem Leiden nicht entfliehen! Ach, ich fürchte, daß mir noch viele böse Tage bevorstehen!

Womit soll ich mich trösten? Soll ich sagen, daß andere noch mehr leiden? Aber das tröstet nicht, das giebt mir keine Kraft, das erklärt meine Leiden nicht.

Soll ich sagen, daß man mit Klagen über ein unabänderliches Los nur umsonst die Kräfte verzehrt, die doch im Gegenteil dazu nötig sind, um den Schmerz gleichmütig zu ertragen? — oder soll ich mit jenem weisen Zeitgenossen behaupten, daß man sich damit zufrieden geben muß, „die Sehnsucht nach dem Bessern, das Verständnis der Geschichte und das Gefühl für die Mitmenschen“ mit sich herumzutragen?

Nein, mir genügt das nicht mehr. In meinen Augen sind die Leiden und Freuden dieses Lebens nicht um ihrer selbst willen da. Gott will, daß sie zu unserer sittlichen Erziehung beitragen. Dieses ganze Leben ist nur die Vorbereitung zu einem höheren. Das fühle

ich, das habe ich erfahren und jeden Tag erfahre ich es noch, und darum glaube ich daran. Und dieser Glaube tröstet mich. Möge er in mir zunehmen! [32])

September.

Herrn Emils Zustand verschlimmert sich sichtlich.

Da wir ihn gar nicht mehr ausgehen sahen und nicht bei ihm einzudringen wagten, haben wir seine Mutter benachrichtigt, die sofort herbeieilte und der er auch meinen Arzt zu rufen erlaubte.

„Ihr Hausgenosse ist sehr krank“, sagte dieser zu mir. „Er kann nur durch ein Wunder gerettet werden. Er wird in kurzer Zeit der galoppierenden Schwindsucht erlegen sein. Er muß irgendeine schwere Unvorsichtigkeit begangen haben; vielleicht auch ist es ein Herzenskummer, an dem er zugrunde geht. Solche Sachen kommen vor. . . .“

Ich schwieg. Der Doktor hatte recht geraten, doch warum sollte ich die Ursache eines unheilbaren Leidens enthüllen, die Frau Thoras erst durch Zufall entdeckt hat?

Und dennoch, trotz alledem, gegen allen Anschein, und gegen den Ausspruch des Arztes hoffe ich noch;

ich kann nicht glauben, daß ... Nein, es wäre zu hart!

September.

Zu hart! und doch ist es geschehen.

Herr Emil ist seinen Leiden erlegen. Seine zarte Konstitution hat dem schrecklichen Schlag, der ihn durch Johannas Tod getroffen, nicht widerstehen können. Gestern Abend ließ er mich rufen. Er hielt meine Hand krampfhaft umfaßt, während seine großen schwarzen Augen sich auf mich hefteten.

„Sie ahnen, was mich tötet.... Und Sie verstehen es, nicht wahr? Sie haben sie gekannt ... ein Engel an Güte ... nicht wahr?... Ich habe sie so sehr geliebt!... Ich suche mich umsonst aufzuraffen, es ist stärker als ich.... Das Leben fällt mir zur Last.... Gott sei Dank, daß es zu Ende geht.... Ich werde sie dort oben wiedersehen, nicht wahr?..."

Das waren seine letzten Worte.

Morgen wird man seine Hülle auf den Friedhof hinaustragen, wo Johanna schlummert, und wo auch mir ein Ruheplatz aufbewahrt ist.

September.

Ich wollte um jeden Preis mir selbst und meinen Erinnerungen entfliehen und ließ mich mit Frau Thoras hinaus ins Freie fahren.

Es war ein herrlicher Herbsttag.

„Wie schön ist das Leben!" sagte ich zu mir selbst, als wir, ohne ein Wort zu reden, langsam den Saum des Waldes entlang schritten. Ach ja, es ist süß zu leben!

An einem Tage versetzt uns die Natur in freudiges Entzücken oder erfüllt uns mit einem heiligen, reizvollen Schauer. Der Tag und die Nacht, die Tiefen des Himmels und die gähnenden Abgründe, die schweigenden Wälder und die stolzen Flüsse, welche durch die Ebene gleiten, das Vogelgezwitscher und der Blumenduft, wie ist es alles so herrlich!

Ein andermal reißt uns die Kunst zur Begeisterung hin, es überflutet uns die Wissenschaft mit ihrer reinen Klarheit, die heiligen Familiengefühle bewegen uns die Seele, die Liebe läßt himmlische Melodieen auf dem Grunde unseres Herzens erklingen....

Und wie groß fühlen wir uns dann! Wie glücklich macht es uns, zu denken, zu fühlen und zu genießen,

zu glauben, daß alle Menschen gut seien, das Leben mit allen Poren einatmen, und endlich sagen zu können: Ich lebe und ich bin stolz darauf, zu leben und mir meiner selbst bewußt zu sein!

Aber sehr bald nahmen meine Gedanken eine andere Richtung.

Als wir den Wald verließen, führte uns unser Weg in einem weiten Bogen, an Weingärten vorüber, zur Stadt zurück.

„Hier sehen Sie einen der wenigen Weinberge, die den Winter gut überdauert haben“, sagte meine Freundin. „Im Juni versprach er eine schöne Ernte und jeden Tag besuchte der glückliche Besitzer, ein braver, aber unbemittelter Mann, seine lieben Weinstöcke. Eines Morgens aber fand er die Reben von einer Frevlerhand am Boden durchschnitten.“

Und da spricht man noch von der Güte des Menschen! dachte ich bei mir. Was für sonderbare Wesen sind wir doch! Wir vermögen uns zu den Sternen zu erheben und sind der höchsten Aufopferung fähig; aber wir vermögen auch die grausamsten Tiere an Tücke und Bosheit zu übertreffen. Nein, wenn das Leben auch einem einzelnen Menschen auf Augenblicke schön dünkt, wenn sich auch einige Glückliche seiner freuen mögen, so

giebt es doch Tausende und Abertausende, die den Tag ihrer Geburt verfluchen!

Dem einen lächelt die Natur, aber wie manchen andern behandelt sie gleichsam mit unerhörter Härte! Wie viel arme Enterbte kennen Kunst und Wissenschaft nicht einmal dem Namen nach! Wie viel Übel giebt es, denen kein Mensch sicher entrinnen kann, wie viel Familien, in denen Zwietracht, Haß, körperliche und seelische Leiden ohne Aufhören herrschen! Wie viel schändliche Pläne werden im Dunkel geschmiedet, wie viel entsetzliche Dinge treten an das Tageslicht! Wie viel verächtliche Gedanken verbergen sich unter den heiligsten Namen, indem sie sich bald Ehre, bald Freundschaft oder Liebe nennen!

Und dann, zuletzt, der Tod! Der Tod, der lange zögert, ehe er einen vom Glück begünstigten Verbrecher dahinrafft, und dem unsere engelgleiche Johanna schon mit sechzehn, der gute, sanfte Emil mit dreiundzwanzig Jahren zum Opfer fiel!

Fürwahr, wenn man immer nur an die uns von allen Seiten bedrängenden Übel dächte, so müßte man unaufhörlich seufzen und Thränenströme vergießen.

Das Leben ist ein Rätsel, es ist das furchtbarste

von allen Rätseln und ich weiß nur eine Lösung dafür: den Glauben an das zukünftige Leben!

Ohne diesen Glauben ist alles Finsternis, mit ihm aber dringt das Licht in unsere Seelen.

Gott ist die Liebe.

Er hat uns mit der Fähigkeit geschaffen, uns Ihm immer näher und näher bringen zu können, indem wir aus der Finsternis emporsteigen zu dem ewigen Lichte.

Das ist die Wahrheit!

September.

Warum führe ich dies Tagebuch, für wen?

Für mich. Ich schreibe es, um dem tiefen Bedürfnis, mir Rechenschaft von dem Werk, das sich in meinem Geiste vollzieht, Genüge zu leisten.

Ich habe einen weiten Weg hinter mir.

Ich bin dahin gelangt, mit aller Kraft meiner Seele an die Möglichkeit zu glauben, daß ein jeder Mensch sein Leben über das Grab hinaus verlängern, und zwar endlos verlängern kann.

Und außer den zahlreich in der Natur zerstreuten Symbolen, außer dem unwiderstehlichen Verlangen meiner Seele, meines Gewissens und meines Herzens, sprechen

auch die Übereinstimmung der hervorragendsten Denker und die feierlichen Verheißungen Jesu Christi für diesen meinen Glauben. . . . Ist das nicht übergenug?

Aber wann und in welcher Gestalt werden wir auferstehen, wie wird das zukünftige Leben beschaffen sein und wo wird es sich abspielen?

Das sind schwer wiegende Fragen, die uns Verstand und Religion nur unvollkommen beantworten, über die ich aber dennoch immer wieder nachdenken muß.

Ich habe wohl sagen hören, daß man nichts über das alles wissen könne. . . . Ist das richtig? Ließen sich diese anziehenden, schwierigen Probleme nicht wenigstens bis zu gewissem Grade lösen?

September.

Nun habe ich noch ein neues Übel zu ertragen.

So war es denn nicht genug mit der Gicht und dem Rheumatismus, die mir zuzeiten Schmerzenslaute entrissen, mit meiner stets wachsenden Taubheit, mit dem allmählichen Abnehmen meines Augenlichtes. . . . Jetzt muß ich mich noch ein- oder zweimal des Tages einer höchst schmerzhaften Operation unterziehen! Ach, wenn ich nur an dieses Leben glaubte, so wüßte ich,

was ich thäte, um meinen Leiden ein Ende zu machen. . . .

Auch meine gute alte Susanne war ein paar Tage bettlägerig; jetzt ist sie jedoch wiederhergestellt. Als ich ihr vorhin meine Freude darüber aussprach, bekreuzigte sie sich fromm und sagte: „Ach, bester Herr, wenn Sie wüßten, wie inbrünstig ich zur heiligen Jungfrau gebetet habe! Ganz gewiß, sie hat mich erhört! . . . Was liegt auch daran, wenn wir in diesem Leben ein wenig leiden müssen, wird uns dafür nicht der Himmel zuteil?“

Die gute Susanne! Ihre Ansichten über Religion sind andere als die meinigen, und ich halte ihre Überzeugungen in vielen Punkten für irrig; aber in den wesentlichen Fragen stimmen wir überein. Ihr Glaube ist vor allem ein lebendiger Glaube. Sie ist eine wahre Sklavin ihrer Pflicht, ja das verkörperte Gewissen. Sie kämpft gegen die bösen Regungen ihres Herzens und hofft demütig und vertrauend auf die Gnade ihres Gottes. . . . Wie leicht ist es, sich mit ihr zu verständigen! Ihr Geist und der meine hegen nicht die gleichen Bedürfnisse, doch unsere Herzen schlagen im Einklang. . . .

September.

Bei dem Nachdenken über die ungeheueren Ungleichheiten, die sich auf Erden finden, ist mir eine seltsame Erklärung in den Sinn gekommen.

Haben wir nicht vielleicht in irgendeinem andern Winkel des Weltalls gelebt, ehe wir unsere menschliche Gestalt annahmen? Der glückliche Mensch, so dachte ich bei mir, wird belohnt, der unglückliche bestraft, je nach dem Maße, wie sie in einer früheren Existenz gut oder böse gehandelt haben.

Aber nein, das ist nicht möglich, und zwar deshalb nicht, weil kein Mensch sich irgendwie einer Existenz vor seinem Erscheinen auf Erden entsinnen kann. So viel steht fest.

Es ist wahr, daß ich mich manchmal selbst gefragt habe, ob ich mich nicht vielleicht vor langer, langer Zeit einmal in ganz ähnlichen Umständen befand, als jetzt; aber nach längerem Nachdenken fand ich, daß diese unbestimmten Erinnerungen sich stets nur auf unsere irdische Existenz bezogen.

Was könnte außerdem eine Buße bedeuten, die uns für Sünden auferlegt würde, deren wir uns nicht bewußt sind?

Man sollte meinen, daß diese sonderbare Erklärung von den Glücklichen dieser Welt aufgestellt worden sei. Sie sind deshalb glücklich, weil sie es in hohem Maße verdienen; warum also beklagen sich die Unglücklichen? Sie büßen ja nur für ihre vorirdischen Sünden....

Ach, ihr armen Unglücklichen! Diese ungerechte, hochmütige Anschuldigung fehlte noch, um euer Elend voll zu machen! Wie viel besser thut man daran, zu glauben, daß Glück und Unglück auf dieser Erde ungleich verteilt sind, damit die einen sich in der Liebe üben, die anderen durch das Leid geläutert werden und damit alle die irdischen Dinge im Hinblick auf die himmlischen gebrauchen!

Oktober.

Mein liebes Asyl besucht.

Unseren Kindern geht es so gut, wie nur möglich. Wahrlich, die Liebe wirkt Wunder!

Die Anfälle des kleinen Georg besonders treten weniger häufig auf und seine Nächte sind ruhiger. Er weiß sich geliebt, und das ist das beste Linderungsmittel für ihn, denn von einer völligen Genesung kann ja nicht die Rede sein.

Man muß aber auch Fräulein Friederike, unsere vortreffliche Vorsteherin, an ihrem Werke sehen! Mit welch' himmlischer Geduld verbindet sie die Wunden unserer unglücklichen Schutzbefohlenen! Vor nichts schreckt sie zurück, weder vor ihren schlimmen Wunden und vor ihrer anscheinenden Fühllosigkeit, noch vor der beständigen Überwachung, deren sie bei Tag und Nacht bedürfen.... Und wenn sie eines der bleichen kleinen Gesichter von einem Strahl der Zufriedenheit erhellt sieht, wenn sie es stammeln hört: „Ich hab' dich so lieb ... du bist so gut!“ — dann hält sie sich für ihre Arbeit belohnt!

Und für euch arme, mißgestaltete, gelähmte, fallsüchtige, fast blödsinnige Wesen, die ihr, so zu sagen, das Leiden in eurer Wiege fandet, das euch bis zu eurem letzten Seufzer nicht loslassen wird, während Tausende anderer menschlicher Geschöpfe sich des Lebens freuen ..., für euch sollte es nicht die geringste Entschädigung geben? Ach nein! ich würde zu lästern meinen, wenn ich mich dem Glauben verschließen wollte, daß mein Gott, der Gott der Liebe, ein weniger hartes Leben für sie bereit hält, als dieses irdische, denn sie sind nicht bloße Maschinen: auch sie haben eine Seele, die fähig ist zu denken und zu lieben, wenn sie auch jetzt hinter dichten,

düsteren Mauern gefangen liegt ... und ihre Seele wird diese Mauern durchbrechen, um den Flug nach einer besseren Welt zu richten.

Oktober.

Frau Thoras hat mir eine herrliche Stelle vorgelesen, in der Religion und Philosophie sich gegenseitig durchdringen, und die sich in folgenden tiefen und wahren Ausspruch zusammenfassen läßt: „Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten.“

Diese Stelle ist dem Galaterbrief des Apostel Paulus entnommen.

Und wahrlich, das zukünftige Leben kann nichts anderes sein, als die mathematisch genaue Folgerung des gegenwärtigen.

In der Ordnung der physischen Welt kann nichts aus nichts entstehen; wie die Ursache, so die Wirkung.

Auch in dem menschlichen Leben hängt alles zusammen, alles greift in einander ein. Die hier auftretenden Kräfte sind andere, als diejenigen, welche die rein sicht-

baren Dinge durchdringen, oder besser gesagt, diesen letzteren vereinen sich andere, ich meine jene geistigen Kräfte, welche die menschliche Seele ausmachen; aber auch dort, auch in dieser höheren Sphäre steht fest, daß alles seine Ursachen hat, und daß die Wirkung das unausbleiblich notwendige Resultat der Ursache ist.

Mit anderen Worten: in jedem Augenblick meines Lebens wird der Zustand meiner Seele zum Ausgangspunkt für eine fernere Entwickelung, sei es im Guten oder im Bösen. Vermöge meiner Willensfreiheit kann ich aus allem, was mich umgiebt, Stufen machen, die gen Himmel emporsteigen oder zur äußersten Finsternis hinabführen.

Wie ich im Augenblick des Todes, an der Grenze der ersten Phase meiner Existenz, aus dem Leben scheide, mit welchen Gewohnheiten oder hienieden freiwillig erworbenen Fähigkeiten — sei es mit einer gewissen Liebe zum Wahren und Guten, oder mit der Gewohnheit, den Mächten der Finsternis zu Gefallen zu leben —: so, gerade so und nur so werde ich zu meiner zukünftigen Existenz eingehen.

Wenn man dies verstanden [33]), wenn man diese Wahrheiten bei dem Schein des inneren Lichtes erkannt hat, das einen jeden Menschen von seinem Eintritt in

die Welt an erleuchtet, so versteht man auch, wie verschiedene Denker darauf kamen, uns an die Seelenwanderung glauben machen zu wollen. Es liegt ein eigentümlicher Reiz darin, anzunehmen, daß, wenn die einen bei ihrem Tode fähig sind, vollkommenere Organe als die unseres menschlichen Körpers anzulegen und sich in der Hierarchie der Wesen, die das Weltall bevölkern, höher aufzuschwingen, — andere hingegen, die sich hienieden je mehr und mehr dem Sinnlichen hingegeben haben, nur noch den Schatten einer menschlichen Seele besitzen, in irgendeinem dem menschlichen Körper untergeordneten Organismus Fleisch werden, um aufs neue, doch mit weniger günstigen Aussichten als bei ihrem ersten Erscheinen in dieser Welt, den Kampf aufzunehmen, dessen endgültiger Ausgang entweder ein Aufenthalt im reinen Lichte oder die Vernichtung der Seele sein wird [34]).

Indem ich diese Zeilen niederschreibe, sehe ich unter meinem Fenster einen Trunkenbold vorbeigehen, dessen unedle Neigung fast jeden höheren Trieb in ihm erstickt zu haben scheint.... Noch ist er nicht ganz und gar verloren, aber welche Anstrengungen würde es erfordern, ehe er sich in einen Engel des Lichtes verwandeln könnte! Zum allerwenigsten wird er beim Scheiden aus diesem

Leben für eine bessere Existenz nicht reif sein, während andere, die den Kampf mit Ernst kämpften und durch freie Willensthätigkeit dahin gelangt sind, schon hienieden ein himmlisches Leben zu führen und Kräfte des Geistes zu erwerben, für eine herrliche Verwandlung vorbereitet sein werden.

Es hängt dies nur von uns selbst, von jedem Einzelnen unter uns, ab.

Das Lob, welches uns Menschen etwa spenden, die schönen Worte, die man vielleicht an unserm Grabe spricht, werden nichts dazu beitragen: die uns von Gott vorgeschriebenen Gesetze sind unwandelbar wie Seine Gerechtigkeit!

Oktober.

Ich betrachte mein vor langen Jahren angefertigtes Bild.

Ist das wirklich mein Bild?

Ja und nein.

Wie habe ich mich seitdem verändert! Heute fällt spärliches, ergrautes Haar auf meine Schläfe herab, meine Augen sind dem Verlöschen nahe, meine Wangen eingefallen, meine Stirn gefurcht. Ach nein, dies

Bild, dieser junge, frische, lebendige Kopf, ich bin es nicht!

Und doch lebt unter meinen gealterten Zügen noch dieselbe Seele, die aus meinem Antlitz sprach, als ich mich in der Kraft meiner Jahre befand, — und mein jetziges Gesicht erinnert mich sogar, alles in allem genommen, an das Gesicht von damals. Aus der Verschiedenheit der Züge blickt die Identität des Ausdrucks hervor.

So, denke ich, wird auch unsere zukünftige Hülle — denn ich kann mir nicht vorstellen, daß wir mit einem Male zu reinen Geistern werden — an unsere jetzige Gestalt erinnern.

Sie wird an sie erinnern, aber von ihr verschieden sein. Sie wird gleichsam den Hauptstempel aller der Eindrücke tragen, die wir ihr hier aufgeprägt haben, ebenso wie der Zustand unserer Seele das Ergebnis aller guten oder bösen Gewohnheiten, aller Neigungen und aller Wünsche sein wird, die sie auf Erden hegte.

Und so können wir uns wiedererkennen!

Die irdischeren, hier unentbehrlicheren Teile werden dann wohl verschwunden sein, denn wir würden sie dort nicht anwenden können.

Aber die edelsten Teile unseres irdischen Leibes werden, geistig und sichtbar zugleich, fortdauern ... oder vielmehr, dieser Leib, den unsere Sinne nicht wahrzunehmen vermögen, besteht schon jetzt, ein geistiges Bild unseres fleischlichen Körpers, ein unfühlbares Bindeglied zwischen unserem fleischlichen Körper und unserem Seelen-Geiste, ein geheimnisvolles Wesen, das im Augenblick des Todes, von den Banden, die es an die Materie knüpften, befreit, dem reinen Geiste in überirdische Regionen folgen wird. ... [35])

Steht dies nicht mehr im Einklang mit der gesunden Vernunft, als wenn wir einen, ich weiß nicht wie langen, Seelenschlaf annehmen wollten, nach welchem die Seelen wieder mit ihren Körpern vereint würden? Es ist ja nur eine Hypothese, aber als solche gewiß eine höchst annehmbare, außer anderen Gründen auch deshalb, weil sie uns dahin führt, über diesen fleischlichen Körper zu wachen, um ihn zu läutern und seine irdischen Begierden zu dämpfen.

Kurz, es läßt sich annehmen, daß das zukünftige Leben dem jetzigen, gewissen wesentlichen Seiten nach, gleichen wird, daß die Grundgesetze unseres Wesens, so z. B. das Pflichtgefühl, fortfahren werden, unsere Entwickelung zu beeinflussen, während wir alles rein Irdische hier zurücklassen. Unsere Existenz wird dann der

jetzigen ähnlich sein und zugleich doch unendlich von ihr verschieden. Wenn wir uns unsern staubgeborenen Leib vernichtet denken, wie viel grobe Bedürfnisse werden dann mit einem Schlage verschwinden! Wie viel niedrige Versuchungen, die wir hienieden zu besiegen haben, wie viel Arbeit, Vorurteil und Ärgernis, wie viel Kummer und Leid, wie viel Gelegenheiten zum Fall werden dann aufhören, uns zu bedrängen!... Und was wäre auf der andern Seite eine Existenz ohne Arbeit, ohne Kämpfe, ohne Pflichten!

Aber noch einmal, das Vorhergesagte wohlbetont, müssen wir den Finger auf die Lippen legen und schweigen!

Oktober.

Welch' ergreifende Gegensätze finden sich doch auf unserer armen Erde! Gegensätze, auf die zurückzukommen ich nicht müde werde.

Baron S. feiert die Hochzeit seiner Tochter.

Bei dieser Gelegenheit hat er ein großes Nachtfest gegeben. Alle angesehenen Familien der Nachbarschaft waren dazu eingeladen, die Toiletten von unerhörter Pracht. Und während ein paar Schritte von hier Edelsteine funkelten, während strahlender Lichterglanz die Nacht in Tag verwandelte, und Jugend, Gesundheit und Reichtum alle ihre Schätze entfalteten, duldeten hier im Asyl unsere armen Schützlinge, und wanden sich stöhnend vor Schmerz.

Und man wagt noch zu behaupten, daß das Grab den ganzen Menschen verschlinge!

Ach, um solches behaupten zu können, müßte man nie gelitten, oder nie einen Augenblick an all das unverdiente Leid gedacht haben, welches so vielen menschlichen Wesen die Erde wahrhaft zum Jammerthale macht! 36)

Oktober.

Eine leidensvolle, in grausamen Schmerzen verbrachte Nacht....

Um mich, wenn möglich, selbst zu vergessen, stand ich mit vieler Mühe auf und schleppte mich an das Fenster. Ich blickte zu dem Sternenhimmel empor!...

Ach, welch ein Schauspiel! welch erhabener Anblick!

Was für arme Geschöpfe sind wir doch! wo soll ich Worte hernehmen, um diese Wunder gebührend zu preisen?

Und wie groß sind wir wiederum! Haben wir nicht die Entfernungen gemessen, welche einige dieser Sternenwelten von einander trennen, und können wir nicht sogar schon von der Erde aus, auf den Flügeln der Phantasie dahingetragen, zu ihnen gelangen? Ist das nichts?

Wenn ich die Größe des Menschen betrachte, wenn ich in die Tiefen meiner Seele hinabblicke, so gelange ich immer mehr zu der Überzeugung, daß auch die Tiefen des Himmels für uns gemacht sind.

Wie kann ein denkender Mensch je glauben, daß unter den Millionen von Gestirnen, welche das Weltall bevölkern, nur unsere armselige kleine Erde von vernünftigen Wesen bewohnt sei?

Die Existenzbedingungen im Jenseits sind ohne Zweifel von den unseren verschieden; liegt es aber nicht auf der Hand, daß das, was wir Tod nennen, die Art und Weise unseres Seins ganz wesentlich ändern muß? Weshalb denn sollten wir nicht annehmen, daß, bei unverändertem Fortbestehen der ursprünglichen Substanz unseres Wesens, neue, für eine andere Sphäre geschaffene Organe von einer weniger schweren Körperlichkeit — man verzeihe mir diesen barbarischen Ausdruck — uns den Aufenthalt in Welten ermöglichen werden, die wir heute noch als unbewohnbar ansehen?

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", sagt Jesus: ein unendlich wahres Wort. Das Haus des Allvaters ist das Universum, das unbegrenzte Universum. Die Wohnungen sind die mehr oder minder vollkommenen Welten, aus denen es sich zusammensetzt. Einem jeden fällt nach seinem Tode die Wohnung zu, auf die er gleichsam ein moralisches Recht hat.

Im Prinzip erscheint mir dies vollkommen rationell; was der Mensch gesäet hat, das wird er ernten. Der Tag nach dem Tode wird die natürliche Konsequenz des vorhergehenden Tages sein, so wie das Heute sich dem Gestern anschließt. Darüber hinaus aber eröffnet sich uns das Feld der reinen Hypothese.

Unterdessen werfe ich einen letzten Blick auf die Sterne, die dort oben flimmern. Ich stelle mir die Welten vor, welche sie umschließen; ich bewundere, ich bete an, ich hoffe, ich glaube, und nichts soll mir meinen Glauben entreißen!

Oktober.

Ich habe eine furchtbare Krisis durchgemacht; beinahe hätte ich den Verstand darüber verloren....

Alle meine Zweifel sind wiedergekehrt.

Ich hatte sie ein- für allemal vernichtet geglaubt, und doch lagen in irgendeinem Winkel meiner Seele noch verborgene Keime davon, die einander wachriefen und sich erhoben, um mich und meinen Glauben an die göttliche Vorsehung und an die persönliche Unsterblichkeit zu verhöhnen.

Die Nacht, welche mich in ihren Schatten einhüllte, war bis in den innersten Kern meines Wesens gedrungen. Es schien mir, als sei unser Leben nur ein Traum, dem wir ein Ende machen können, wann es uns gefällt.... Ich dachte sogar daran, dem meinen ein Ende zu machen.... Wie leicht wäre das geschehen! dachte ich. Ich würde sanft einschlummern und dann wäre alles vorüber....

Endlich brach der Tag herein.

Der Arzt brachte mir Erleichterung; das Tageslicht half mir die Schatten verscheuchen, die mich gefangen gehalten hatten; alle die Beweise, auf welche ich meinen Glauben gegründet habe, stiegen hell und tröstlich vor mir auf — und ich schämte mich meiner Schwäche....

Ich will kämpfen bis zum Ende. Und ich werde siegen! wenn es Gott gefällt.

November.

Erneuter Rückfall in meine Traurigkeit....

Wozu ist mein Leben noch gut? Die Jugend wird im Frühling des Lebens dahingerafft, ich stehe mitten im Winter und lebe noch. Meine Glieder erstarren zunehmend, meine Sinne stumpfen ab, meine Kräfte schwinden; ich bin unfähig zu handeln, lebenssatt, ... und doch lebe ich!

Diese Gedanken kehrten mir gestern zurück. Es war ein ferner Nachhall meines thörichten Murrens von neulich.

Frau Thoras kam gerade im rechten Augenblick. Während Susanne meinen schmerzenden Fuß rieb, sprach ich mit ihr. Ich faßte den Mut, ihr meinen erneuten Zweifel zu bekennen, und ihre freudige Zuversicht richtete mich wieder auf.

Sie sagte mir ungefähr Folgendes: „Wir können nicht auf alle Fragen Antwort finden; unser Wissen ist Stückwerk. Aber in der dem tiefsten Grunde unserer Seele entspringenden Überzeugung, daß Gott die Liebe ist, brauchen wir nicht mehr daran zu zweifeln, daß auch die Kümmernisse des Greisenalters einen Grund und Zweck haben, wie es der Apostel Paulus so gut

ausdrückt: ‚Ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird der innerliche von Tag zu Tag erneuert.‘ Was liegt daran, daß dieser äußere Mensch zerfällt und daß ein Teil unserer Kräfte einschlummert, da doch das Beste an uns, dies undefinierbare Etwas, das wir Liebe nennen, bis zum letzten Augenblick zunehmen kann? — Und wenn Sie mich fragen, wie es um die wieder zu Kindern gewordenen Greise steht, in denen alles Selbstbewußtsein erloschen zu sein scheint, so antworte ich: können wir denn wissen, ob ihre anscheinend stumpfe Seele nicht, ohne sich nach außen hin offenbaren zu können, alles, was um sie her vorgeht, lebendig empfindet? Vollzieht sich nicht möglicherweise ein zwar langsames und verborgenes, aber doch lebendiges und stetiges Werk in ihnen? Und endlich, bieten sie nicht anderen die Gelegenheit zur reichsten Ausübung christlicher Liebe?“

Wir kamen alsdann auf die Bethätigung zu sprechen, die unsere Kräfte nach dem Tode finden könnten.

Unsere gute Susanne, die ich darüber befragte, glaubt, daß die Auserwählten, nachdem sie durch das Fegefeuer hindurchgegangen sind, mit Harfen in der Hand in alle Ewigkeit das Lob Gottes singen, und daß man Gott und die Menschen sehr lieben muß, um dies Ziel zu erreichen.

Frau Thoras neigt zu dem Glauben, daß die Seelen vom Augenblick des Todes an schlafen werden, vielleicht jahrhundertelang; daß dann das jüngste Gericht hereinbricht, an dem die einen — doch nur in sehr geringer Zahl — zu ewiger Qual verdammt, die anderen zu einem beständiger Zunahme fähigen Glück berufen werden, das sie nicht näher zu definieren versucht. Um dies undefinierbare Glück zu erlangen, muß man Gott und die Menschen mit allen Kräften lieben; hierüber ist sie ganz einer Meinung mit Susanne.

Als letztere uns verlassen hatte, setzte ich Frau Thoras meine Ansicht auseinander, die, kurz gefaßt, folgende ist:

Die sittliche Schönheit wird sich unseren erstaunten Blicken immer reiner und größer zu erkennen geben. Die Summe unserer Erkenntnis wird bis ins Unendliche zunehmen. Die künstlerische Schönheit wird uns unter vollendeteren Formen entzücken, als sie je hienieden annimmt. Unsere geläuterten Sinne werden sich an fast rein geistigen Genüssen laben. Auf keinem dieser Gebiete wird das Streben aufgehoben, es wird nur nicht mehr mit so viel Mühe und Schwierigkeit verknüpft sein; die seltenen Augenblicke, in denen sich unser Geist schon hier auf Erden leicht und freudig zu den himmlischen Regionen

aufschwingt, werden dort zur Regel unseres Lebens. Unsere gegenwärtig so enge Wohnung wird sich mehr und mehr erweitern: ein intensiveres Leben höherer Art wird uns zuteil werden. Die Beziehungen zu unseresgleichen werden sich vervielfältigen, kurz, alles, was uns hienieden begeistert, alles, was unser Auge, unser Ohr, unsere Seele entzückt: die Schönheit der Form und der Harmonie, das Wissen, die reine Liebe, den Hochgenuß, den wir, sei es durch Wort oder Schrift, im Verkehr mit erhabenen Geistern empfinden, — alles das werden wir ganz ähnlich, nur in unbegrenztem Maße und zu höchster Kraft entfaltet, dort wiederfinden.

Warum auch nicht? Sieh diesen armen Enterbten, dessen Fähigkeiten die harte Erdenarbeit nicht zur Entwickelung gelangen läßt: kaum ahnt er auf Augenblicke die höheren Freuden, welche mancher seiner mehr begünstigten Brüder jetzt schon in reichem Maße genießt. Und doch hat er die gleichen Bedürfnisse wie wir; ändere seine Lebensbedingungen und du wirst seine soeben noch unterdrückten Fähigkeiten sogleich freien Flug dem Ziel entgegennehmen sehen, das Gott ihnen angewiesen. Und warum sollten wir denn nicht alle, so viel unser sind, nach der harten Erdenarbeit, die uns während dieser ersten Stufe unserer Existenz auferlegt ist, im Jenseits

zu den besseren Lebensbedingungen und zu den unendlichen himmlischen Freuden gelangen, für die wir uns doch geschaffen fühlen, vorausgesetzt — und das kann nicht oft genug wiederholt werden —, daß wir uns fähig und würdig machen, ihrer teilhaftig zu werden? [37])

Und um dahin zu gelangen — auch dies ist immer wieder zu betonen —, kommt es vor allem darauf an, daß wir die Hauptfähigkeit unserer Seele, diejenige, welche, wie wir es tief im Innern fühlen, vor allen anderen unsere Gottesähnlichkeit bekundet: daß wir die Fähigkeit, rein und keusch zu lieben, in uns entwickeln.

Hierin, in diesem Hauptpunkte, stimmen Susanne, die arme Dienerin, Frau Thoras, die ausgezeichnete Christin, und ich vollkommen überein.

So stelle ich mir das zukünftige Leben vor; so seine Umrisse; so den Rahmen des Bildes.

Wer könnte es wagen, noch hierüber hinausgehen und das Leben der Seligen in all seinen Einzelheiten schildern zu wollen? [38])

Und was wir wissen genügt auch vollkommen, um unsere edelsten Bedürfnisse zu befriedigen und uns die Last des Lebens tragen zu helfen, indem es unser Herz mit fester, freudiger Zuversicht erfüllt.

Nun bleibt kein Raum mehr für die Furcht derer, die sich die Ewigkeit ermüdend denken. Welch' unbegrenzte Gesichtskreise, welch' unendliche Felder erschließen sich vor unseren Augen!

Und sollten wir, wenn dann ein zweites Leben hinter uns liegt, nach einem zweiten, vielleicht längeren Greisenalter nicht durch einen zweiten, weniger bitteren Tod, nochmals zu einem neuen Leben eingehen können? Wo sind denn die Grenzen der sichtbaren Welt, und wo die Schranken, welche der Entwickelung unserer Seele gesetzt wären? Warum sollten wir nicht je mehr und mehr dem reinen Geiste ähnlich werden?

„Freuet euch", sagt der Apostel, „und abermal sage ich, freuet euch."

Und: „Ergreifet das ewige Leben, zu welchem ihr auch berufen seid."

Laßt dies unsern Wahlspruch sein! Ach, könnte ich doch meine Überzeugung den vielen Menschen mitteilen, die ihrem unvermeidlichen Ende mit Trauer und Verzweiflung im Herzen entgegengehen! 39)

November.

In letzter Zeit hatte ich eine Reihe ganz erträglicher Tage, in denen ich mir fast wie verjüngt vorkam. . . .

Ich weiß, daß es nicht von langer Dauer sein kann; inzwischen aber danke ich meinem Gott dafür, denn in dieser kurzen Frist durfte ich neue Kräfte für die mir noch bevorstehenden Kämpfe sammeln.

Ich bin noch einmal auf dem Lande gewesen, das sich bald in sein Winterkleid hüllen wird; ich habe unsere Kranken besucht, die unter der liebevollsten Pflege allmählich in der Besserung fortschreiten; ich konnte auch zu dem dritten Stock hinaufsteigen, wo in einer kleinen Mansarde unser armer Nachbar wohnt, dem Frau Thoras und ich allmonatlich sein Mietgeld zukommen lassen.

Es war mir zu Ohren gekommen, daß seine Frau erkrankt sei. Er schien höchst überrascht, mich bei sich zu sehen. Ich gab ihm einen Auftrag und unterhielt mich mit ihm über die Zukunft seiner Kinder; für den einen Sohn, der eben die Elementarschule durchgemacht hat und ein hübsches Talent zum Zeichnen zeigt, hoffe ich eine Stelle zu finden. Dann sprach ich von der

göttlichen Vorsehung, ohne deren Willen kein Sperling vom Dache fällt.

„Ach ja, Herr", antwortete er, „ich glaube wirklich, daß die Vorsehung auch für mein Mietgeld sorgt."

Ich schwieg, denn er braucht es nicht zu erfahren, daß die Vorsehung mich dazu berufen hat, ihm beizustehen; aber ehe ich ihn verließ, sprach ich noch einfach und fest von den tröstlichen Überzeugungen, die mich mit den Trübsalen dieses Lebens ausgesöhnt haben.

„Vielen Dank für Ihre freundlichen Worte, guter Herr", antwortete er. „Ich habe oft sagen hören, daß die Leute, die nur für den Himmel leben, die irdischen Angelegenheiten vergessen und nur sich selber leben, ohne sich um andere zu kümmern; aber jetzt sehe ich, daß ich falsch berichtet war, denn Sie lieben die Menschen und glauben zugleich auch an den Himmel."

„Gewiß, guter Mann; gerade weil ich glaube, liebe ich die Menschen und strebe danach, selbst die zu lieben, die mich nicht lieben, und dadurch gelingt es mir auch, das Murren zu unterdrücken, das mir meine Leiden oft auspressen."

„Vielen Dank, lieber Herr, nochmals vielen Dank! Das werde ich meiner armen Kranken sagen. . . ."

„Und ich werde mich von Zeit zu Zeit nach

ihrem Ergehen erkundigen lassen, wenn Sie es erlauben. . . ."

Hiermit beendete ich meinen Besuch, den ich nicht zu lange auszudehnen wünschte. Frau Thoras ist rüstiger als ich und wird diese braven Leute gewiß öfter besuchen, die zwar ungebildet und unter irreligiösen Einflüssen aufgewachsen sind, deren Herz sich jedoch der Macht der werkthätigen, liebevollen Frömmigkeit willig erschließen wird. . . .

Und nun mag der Winter kommen! So Gott will, werde ich seine Strenge ertragen, sowie ich mich auch, dank Seiner Hilfe, in den Winter meines Lebens ergeben habe.

November.

Ach, wie sind wir doch so selbstsüchtig! Wie selten, wenn wir es bei Lichte betrachten, sind in unserem Leben die Augenblicke, in denen wir ohne Besinnen das Gute dem Angenehmen voranstellen!

Und doch ist es der Hauptzweck des Lebens, dem Geist, wie der Apostel es so schön ausdrückt, zum Sieg über das Fleisch zu verhelfen. . . .

Gestern war ich besonders ungeduldig.

Eine arme Frau sprach bei mir vor und Susanne führte sie herein. Ich empfing sie unfreundlich, warf ihr, ohne sie erst ordentlich anzuhören, vor, daß die Armen die Wohlhabenderen ausbeuteten, und drohte sogar mit der Polizei.... Dann ließ ich sie gehen, und genoß einen Augenblick die bittere Wohlthat, ihre Klagen nicht mehr hören zu können....

Darauf aber, als es zu spät war, thaten mir meine harten Worte leid und mein Gewissen strafte mich dafür. Ich sagte mir, daß die Armut nicht immer ein Zeichen von moralischem Mangel ist, weit gefehlt; daß sie außerdem manche Versuchung mit sich bringt, der ich ebenso wenig gewachsen wäre, wie die Mehrzahl der Armen; daß ich meines Wissens nichts gethan habe, wodurch ich es verdient hätte, nicht arm zu sein, und daß ich es, wenn ich arm wäre, abscheulich finden würde, wenn mir niemand zuhilfe käme....

Ich rief mir die stille Resignation und den Leidenszug im Gesicht der unglücklichen Frau zurück ...; aber nun war es zu spät, um mein Unrecht wieder gut zu machen!

Wie wohl thut es da, an einen barmherzigen Gott zu glauben, der unsere Übertretung fern von uns sein lassen will, so fern der Morgen ist vom Abend! Wie

nötig ist es aber auch, zu wachen und zu beten, damit wir der Versuchung nicht unterliegen!

November.

An einem jener schönen Herbsttage, die Leib und Seele stärkend durchdringen, besuchte mich Herr Sauliez.

Ich war wohl genug, um mich mit ihm in unser Asyl zu begeben, wo wir ein viertes Kind untergebracht haben; es ist das der armen Frau, die ich neulich so hart abwies und die Susanne aufgefunden hat.

Ach, könnte ich doch alle die zahlreichen Fehler, die ich im Leben begangen habe, so wieder gut machen!

Herr Sauliez war ganz überrascht von den Fortschritten, die unsere Kranken gemacht haben.

„Dies Werk wird unser Leben fortsetzen", sagte er. Und von hier ausgehend, entwickelte er seine Gedanken über die Unsterblichkeit.

Er glaubt, daß unser Leben nur in unseren Werken fortdauert, nicht anders....

Aber ist das eine wirkliche Unsterblichkeit? Hebt man nicht mit dieser Hypothese von vornherein das Wesentlichste am Menschen, das Selbstbewußtsein, die Persönlichkeit auf? Wie läßt sich dann das unauslösch-

liche Verlangen, uns noch in anderen Sphären zu entwickeln, erklären? Was kann uns an den Spuren unseres Erdenlebens gelegen sein, wenn das eigenste Prinzip dieses Lebens im Moment des Todes gänzlich erlischt? Und welch nichtigen Trost würde man jenen Tausenden von armen Enterbten, auf die man nicht oft genug zurückkommen kann, jenen niederen Sklaven der Pflicht, deren irdisches Leben nur Leiden ist, geben, wenn man ihnen sagte, daß ihr Erdenlauf nicht nutzlos gewesen sein wird!

Es ist zweifellos in gewissem Sinne richtig, daß unsere Thätigkeit hienieden von mehr oder weniger Einfluß auf das Schicksal derer sein wird, die nach uns kommen; was aber weiter?

Was kann uns hieran gelegen sein, wenn der Tod uns wirklich ganz und gar vernichtet? Und wie wäre es anderseits mit dieser Unsterblichkeit für solche Menschen beschaffen, die nur ihren irdischen Interessen gelebt haben?

„Nein, nein“, sagte ich zu Herrn Sauliez, „wir wollen uns keinen Täuschungen hingeben. Diese angebliche Unsterblichkeit ist gar keine Unsterblichkeit, sondern nur eine Karikatur derselben, wie auch der Gott der Pantheisten bloß ein leerer Begriff ist. Nur unsere

Persönlichkeit verleiht uns unsere Würde. Die persönliche Unsterblichkeit allein kann Antwort auf den Schrei unserer Seele geben. Um ihretwillen allein lohnt es sich, daß wir hienieden kämpfen und leiden. . . . Wir sind keine blinde Kraft, kein unbewußter Faktor in der unheueren Maschine, die wir Welt nennen; wir sind mit Intelligenz begabte Wesen, die dazu berufen sind, ihre Erdenaufgabe zu lösen, um dann auf der Stufenleiter alles Seins höher emporsteigen zu können. . . .“

Herr Sauliez antwortete, daß ich vielleicht nicht unrecht hätte . . .; ich aber fühle, und das bekenne ich mit freudiger Gewißheit, ich fühle, daß ich recht habe!

November.

Frau Thoras ist im dritten Stock unseres Nachbarhauses gewesen.

Der kleine Haushalt dort steht wieder auf den Füßen. Es herrscht zwar noch kein Überfluß darin, aber die armen Leute sind doch vor Mangel geschützt. Karl verspricht ein tüchtiger Zeichner zu werden; seine Schwester ist in einer Druckerei beschäftigt und verdient sich jetzt ihren Unterhalt; der Vater hat seine Arbeit mit frohem Mute wieder aufgenommen, seit wir ihn mit einer

Nähmaschine versehen haben, die er uns durchaus nach und nach abzahlen will.

Seine Überzeugungen sind noch lange nicht befestigt genug, aber sie gewinnen doch an Kraft. Erst half ihm das Unglück dazu, nun hilft ihm das Glück.... Bedürfen wir doch alle dieser beiden Stützen, die sich, wenn auch in verschiedenem Maße, einem jeden bieten! Was sollte auch aus uns werden, wenn eine derselben uns mangelte? Ach, den Menschen, die nie von Freude oder — von Leid heimgesucht werden, sollte man wahrlich viel vergeben!

„Ich glaube wohl im allgemeinen an das zukünftige Leben", sagte mein Nachbar zu Frau Thoras, „aber warum kommt denn nie jemand aus dem Jenseits zurück?"

Diese Frage hat auch mich viel beschäftigt, und neulich sprach ich mit Frau Thoras darüber. Sie gab mir dieselbe Antwort, die sie ihm gegeben, indem sie die Schlußworte des Gleichnisses vom reichen Mann und vom armen Lazarus anführte: „Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstände."

Was kann das anderes heißen, als daß unsere Gründe für den Glauben an die Unsterblichkeit überreichlich genügen, um einen aufrichtigen Menschen zu überzeugen?

Wir müssen das Leben so nehmen, wie Gott es gemacht hat; es ist ein Leben, in dem wir unsere Überzeugungen zu erringen haben und im Glauben, nicht im Schauen, wandeln sollen. Wenn die geistigen Dinge uns völlig klar vor Augen lägen, so wäre für uns kein Verdienst dabei, ihre Existenz anzunehmen, es wäre dann in der That unmöglich, nicht daran zu glauben. Und was würde dann aus der Freiheit, einzugehen oder zu widerstreben, die doch offenbar eines der wesentlichsten Elemente unserer Natur ausmacht? Erst nach hartem Kampf können wir zum Glauben gelangen. Wir müssen der inneren Stimme ein aufmerksames Ohr leihen, und — hier liegt die Schwierigkeit — im Hinblick auf das zukünftige Leben *wandeln*. Ohne Kampf kein Sieg; das zukünftige Leben muß mit Anspannung aller Lebenskräfte der Seele errungen werden....

November.

Das Ende dieses Monats war sehr schlimm....

Meinem Körper brachte es schweres, unaufhörliches Leiden, der Seele trauriges Versenken in eine glücklichere

Vergangenheit, in der das Leben mir lachte, und Rückkehr zu den düsteren Regionen des Zweifels....

Ach Gott, mein Gott! verlaß mich nicht!

Dezember.

...Wenn ich einst vor meinem Richter erscheine und die Worte des Gleichnisses: „Von dem aber, der nicht hat, wird auch genommen werden, das er hat", auf mich angewandt hören müßte! — ach, mich schaudert bei dem Gedanken!

Ich glaube, daß die Furcht so viele zu der Behauptung treibt, daß alles mit dem Tode zu Ende gehe, und daß die Erde nur eine ungeheure Modergrube sei, nicht vielmehr der Ort, in dem sich unsterbliche Seelen zu ihrer Bestimmung vorbereiten sollen; daß endlich mit dem Grabe ein ewiger Schlaf beginne! Und viele würden dies einer Zukunft ohne Ende vorziehen, die eine gerechte Vergeltung mit sich brächte!

27. Dezember.

Wie fröhlich war unser Christabend! Wie viel reine, süße Freuden kann man noch empfinden, selbst

wenn man von den Gebrechen des Alters gequält wird!

Alle Festvorbereitungen hatte ich Frau Thoras überlassen, dieser bewundernswerten Frau, die ihr ganzes Glück im Beglücken anderer findet.

Am 24sten hat sie den ganzen Tag damit zugebracht, in meinem kleinen Salon den Christbaum zu schmücken.

Als der Abend gekommen war, brachten sie mich in meinem Lehnstuhl in das glänzend erleuchtete Zimmer.

In der Mitte stand der unter der Last der verschiedenartigsten bunten Gaben sich beugende Tannenbaum. Ihn umgaben Frau Thoras, Susanne, mein Nachbar mit seinen vier Kindern und unsere Schützlinge aus dem Asyl Sauliez.

Sie sangen einfache, fröhliche Lieder, die Frau Thoras ihnen eingeübt hatte. Dann sprach sie mit ihnen von dem Heiland, dem Menschenfeund, dem Tröster der Unglücklichen. Alle Hände faltete sich, als sie so redete, und Freudenthränen netzten aller Wangen.

„So muß es im Himmel sein", sagte nes der Kinder.

„Ja, und noch viel, viel schöner, und ohn Aufhören", antwortete Susanne.

„Und wenn wir alle die Wunder sehen wollen die

der liebe Gott uns noch vorbehalten hat, so müssen wir Ihn lieben und Ihm gehorchen ...; versteht ihr wohl, liebe Kinder?" fragte Frau Thoras.

Und dann wurden die lieben Kleinen umarmt und mit Gaben überschüttet.

Ein herrliches Fest! nur zu schnell entschwunden! Ein Fest, das mehr als irgendein anderes von der Liebe redet, mit der Gott uns liebt und mit der wir einander lieben sollen. Und der grüne Baum inmitten des Winters, die strahlenden Kerzen, die zahlreichen Liebesbeweise ..., welche rührenden Symbole von Glauben, Liebe und Hoffnung!

Sind wir auch noch so elend, so ist es doch etwas Großes, daß wir glauben, lieben und hoffen können.

Januar.

Während meiner schlaflosen Nächte denke ich über das Leben nach, das uns im Jenseits erwartet.

Ich stelle mir Fragen über Fragen, auf die ich nicht zu antworten vermag.

Ich tröste mich über meine Ohnmacht in dem Gedanken, daß es genügt, wenn wir die Hauptsache wissen; das übrige werden wir später erfahren.

Die Hauptsache ist die Seligkeit selbst, das übrige ist das Geheimnis des großen Gottes, der lauter Liebe und Weisheit ist.

Ich erinnere mich, vor etwa vierundzwanzig Jahren einen alten Schulkameraden besucht zu haben. Ich wußte, daß er mich auf das herzlichste empfangen würde, aber ich konnte mir weder seine Wohnung, noch seine Häuslichkeit und seine Familienglieder vorstellen....

Nachdem wir die ersten Begrüßungen ausgetauscht hatten, fand ich, daß seine Umgebung anders war, als ich sie mir gedacht hatte: sein Haus war hübscher, seine Frau liebenswürdiger, seine Kinder reizender ..., aber, alles in allem genommen, hatte ich mich doch nicht getäuscht.

So wird es auch in den himmlischen Räumen sein. Ein Wunder nach dem andern wird sich vor uns entfalten; unser Glaube wird zum Schauen geworden sein ...; aber auch schon hienieden haben wir das Recht, haben wir hundert gute Gründe, zu glauben, daß unser himmlischer Vater uns reine, tiefe Freuden aufbewahrt hält, die keine menschliche Zunge zu schildern, kein menschlicher Geist sich auszudenken vermag, ohne der Gefahr der Selbsttäuschung ausgesetzt zu sein; und das genügt uns.

Welches wird der Zustand der Kinder sein, die nur flüchtige Augenblicke auf Erden weilten?

Wird unser verklärter Leib die Spuren unserer irdischen Gebrechen an sich tragen?

Wird er einer der irdischen gleichartigen Entwickelung fähig sein?

Wird innige Freundschaft an die Stelle der irdischen Liebe treten?

Werden wir uns wiedererkennen?

Wie werden wir uns beschäftigen?

Werden wir uns dieses Erdenlebens erinnern?

Wird eine und dieselbe Sprache den Austausch unserer Gedanken vermitteln?

Vor allen diesen Fragen stehe ich in Ungewißheit still. Es sei einem jeden überlassen, sie auf seine Weise zu beantworten.

Ich für mein Teil sage, nachdem ich von einer Hypothese zur andern geschritten bin: das ist Gottes Geheimnis [40]).

Er hat unsere arme kleine Erdenwohnung mit Wundern überschüttet, und wir werden deren immer größere, immer herrlichere erblicken, in dem Maße, in welchem wir uns zu Ihm erheben.

So laßt uns denn uns erheben, hoffen und fröhlich

sein! laßt uns uns zu dem Gotte erheben, dessen Liebe höher ist, denn alle Vernunft!

Januar.

Soeben ist ein Verbrecher der schlimmsten Art, ein Vatermörder, hingerichtet worden.

Er starb, wie er gelebt hatte; noch in seinem letzten Augenblick spottete er über alles, was heilig ist, erklärte den Glauben an das zukünftige Leben als den Gipfel aller Thorheit, und sprach nur das eine Bedauern aus: daß er zu ungeschickt gewesen, um der Gerechtigkeit zu entrinnen. Keine Reue hat diesen Unseligen heimgesucht; wie es scheint, ist kein einziger Strahl von oben in die tiefe Finsternis dieser Seele gedrungen.

Es kommt mir nicht zu, ihn zu richten. Wer kennt seine Vergangenheit, wer die verderblichen Einflüsse, denen er ausgesetzt gewesen, und die Anstrengungen, mit welchen er ihnen zu widerstehen gesucht hat?

Aber man darf sich wohl fragen, was aus der Gesellschaft werden würde, wenn ein solcher Materialismus sehr weit um sich griffe? Ich kann es verstehen, daß diejenigen, welche sich in den erhabenen Sphären der Kunst, der Wissenschaft oder des reinen Gedankens be-

wegen, bis zu einem gewissen Punkte ohne den religiösen Gedanken fertig werden können; die erhabenen Gedanken, von denen sie sich nähren, können in gewissem Maße an Stelle der moralischen Grundsätze treten, die — was man auch dagegen sagen mag — ihre ganze Würde dem religiösen Gefühl entlehnen; sie sind, so zu sagen, eine niedere Form der Religion. . . . [41])

Aber das Volk! was sollte aus dem Volke werden, das doch die unendliche Majorität der Menschheit bildet? wohin würde es gelangen, wenn man ihm den Glauben an eine höhere Ordnung der Dinge nehmen wollte? was soll, wenn man es von dem heilsamen Zügel des Glaubens an Gott und an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele befreite, alle die heißen, wilden Gelüste zähmen, die in dem fleischlichen Menschen schlummern? Großer Gott, welche Umwälzungen, welche Abgründe sehe ich da vor mir! Und weiter weiß ich nicht, warum ich nur von dem Volk sprechen sollte; ich zweifle sehr daran, daß selbst die aufgeklärteren Klassen auf die Dauer das dunkle Gefühl für die ewigen Dinge in sich erlöschen lassen könnten, ohne daß eine entsetzliche Umwälzung aller Grundlagen der sozialen Ordnung daraus entstände.

Januar.

Bald werde ich an der Grenze meiner Leiden angelangt sein.

Bald werde ich diesen ersten großen Kampf ausgekämpft haben, den man das Leben, das irdische Leben nennt, und ich bin der festen Hoffnung, daß ich, wenn auch schwer verwundet, so doch als Sieger daraus hervorgehen werde.

Später, das weiß ich, werde ich noch zu anderen Kämpfen berufen, die ich, durch die irdischen Kämpfe gekräftigt und gestärkt, aufnehmen werde [42]). Und so kann ich frohen Mutes auf dem Wege zur Ewigkeit fortschreiten und des Sieges um so gewisser sein, je mehr ich mich meinem Gott nähere.

Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?

Mut! Mut! Die Freuden des Triumphes erwarten mich am Ziel!

Februar.

Um jenen schrecklichen Feind, die Furcht vor dem Tode, zu besiegen, bedarf es der Waffen.

Wo sind sie zu finden? Von woher kann uns Hilfe kommen?

Von dem Gott, den Jesus Christus mich kennen lehrte.

Je mehr ich dieser Frage nachgehe, desto zuversichtlicher fühle ich, daß das Christentum — wie ich es schon im vergangenen Jahre ahnte — in Wahrheit jenes Mittel der Wiederaufrichtung, jene alles vermögende Hilfe ist, nach der wir uns instinktiv sehnen [43]).

Was ist das Christentum? Um es völlig verstehen zu lernen, gehe ich auf seine authentische, von allen Christen als solche betrachtete Quelle, auf die Bibel zurück, der ich seine Grundzüge entnehme.

Die Bibel ist der Form nach menschlich, unvollkommen.

Ein Grammatiker kann grammatische Fehler in ihr finden, ein pedantischer Schriftausleger schwer in Einklang zu bringende Stellen, eine Philosoph feine Unterschiede zwischen den Formeln, in welchen Paulus, Petrus und Johannes das Erlösungswerk zu erklären suchen [44]).

Aber was hat das alles neben den erhabenen Gedanken, neben den tiefen Worten zu bedeuten, von denen sie überfließt!

Wenn wir die Bibel im Lichte unseres Gewissens betrachten, so können wir nicht umhin, die ganze Moral des Evangeliums bewunderungswürdig zu finden. Wenn wir den Meister, und nach ihm die Jünger, mit unvergleichlicher Gewalt von der Sünde, von der unbegrenzten Pflicht, Böses mit Gutem zu vergelten, von der Demut, der Liebe, der Sanftmut und so vielen verschiedenartigen — kräftigen, mutigen, männlichen, oder schlichten, sanften, so zu sagen weiblichen — Tugenden reden hören, muß da nicht jeder ehrliche Mensch mit überströmenden Augen und gefalteten Händen ausrufen: „Wie wunderbar! wie wahr! wie göttlich!?“

Und wem verdankt die Menschheit diesen nie dagewesenen Aufschwung zu moralischer Vollkommenheit, dessen Ursprung uns achtzehn Jahrhunderte zurückführt?

Jesu von Nazaret. Dem von so vielen Propheten des Alten Bundes deutlich verkündigten Jesus. Dem Jesus, dessen Leben, so wie es uns, wiewohl nur unvollständig und unvollkommen, erzählt wird, uns auf das tiefste bewegt. Was muß erst dieses Leben selbst gewesen sein, da doch schon das unklare Bild, welches uns davon überliefert worden ist, eine so mächtige Anziehung auf uns ausübt! [45])

Ich gestehe, daß es mir unmöglich scheint, die Person

Jesu Christi klar zu definieren. Aber was schadet das? Hat man jemals eine klare Definition von Gott selbst geben können? Wer sind wir, daß wir bis auf den Grund Seines Wesens blicken sollten?

Ebenso ist es mit Jesu Christo. Niemand wird je mit voller Gewißheit Seine Herkunft, Sein Wesen oder die ganze Bedeutung des Werkes feststellen können, das zu erfüllen Er auf Erden erschien. Es ist Sache der Theologen, über diese ernsten Fragen nachzudenken, aber es ist keinem Menschen gegeben, sie so zu lösen, daß sie ein jeder völlig klar durchschauen könnte....

Und das ist auch, Gott sei Dank, nicht nötig. Ich bin fest davon überzeugt, daß jeder ehrlich forschende Mensch dahin gelangen kann, in Jesu ein einziges Wesen zu erkennen, in dem die Heiligkeit Fleisch ward [46]), das sich im Besitz wunderbarer Kräfte befand, und freiwillig, zum Heil der Menschheit, den bittern Leidenskelch leerte. Ihn lieben, sich durch den Glauben mit Ihm vereinigen, in Seinen Fußtapfen wandeln und um Seine Hilfe flehen, während wir den Theologen den Versuch überlassen, die genaueren Umrisse Seiner übermenschlichen Persönlichkeit zu zeichnen, das genügt.

Und so verfahren auch in der That, meist ohne es selbst zu wissen, die Gläubigen aller Zeiten und aller

Länder. Sie finden ihre Nahrung in den einfachen Berichten der heiligen Schrift, in den tiefen Lehren des Herrn, die ihr Gewissen erleuchtend durchdringen und ein neues Herz in ihnen schaffen; sie fühlen, daß, wie jener mythologische Riese sich im Kampfe mit Herkules durch die Berührung mit der Erde stärkte, auch sie durch die Berührung mit der Bibel neue Kräfte gewinnen, um das Böse zu besiegen. Die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche ihnen hier in den Weg treten, sehen oder beachten sie nicht; diese sinken, eine nach der andern, nieder, das Licht der Wahrheit aber dringt in die Seele hinein.

Auch ich lasse mich zu Jesu Füßen nieder.

Er redet zu mir von meiner Seele, die ich verlieren kann; Er verkündet mir die Barmherzigkeit und Güte Seines Vaters, der mein Glück will, und ich finde Seine Worte süßer denn Honig. Hier sehe ich Ihn beten, dort Kranke heilen und reuige Sünder aufrichten. Ich sehe, wie Er leidet, vergiebt und stirbt ..., freiwillig eines Todes stirbt, der Ihm herzzerreißende Schmerzenslaute auspreßt.

Und dann, über all Seinen Lehren und Seinen Leiden schwebt der eine große Gedanke: es giebt ein himmlisches Königreich!

Warum sollte dieser große Gedanke, der gleichsam die Seele der Bibel ist, nicht auch mich entflammen? Warum sollte ich müde werden, zu beten, zu kämpfen, zu leiden und zu dem hohen Ziele aufzuschauen, dem das ganze Erlösungswerk des Herrn geweiht war?

Ach, Herr, vollende Dein Werk auch an mir!

März.

Wie viele Todesfälle in dem Monat, der nun zu Ende geht!

Wie viele jüngere Menschen als ich haben scheiden müssen!

Wann wird wohl die Reihe an mich kommen? Es kann nicht lange mehr dauern.

Ich werde allem, was ich liebte, Lebewohl sagen müssen und noch einen letzten Blick auf mein Leben werfen: auf meine frohen und trüben Stunden, auf die Fehler, die ich begangen, und die Leiden, die ich erduldet habe; auf die Freunde, die mich dann umgeben werden, ohne mich zurückhalten zu können.... Ich werde aber auch in demütigem Vertrauen über das Grab hinausschauen und meines barmherzigen Gottes und Seines in Licht und Leben strahlenden Sohnes gedenken, der

zu uns gesagt hat: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!“

„Herr, gedenke meiner!“ so will auch ich Ihn anrufen.

Und dann wird das letzte Band, das mich an die Erde fesselt, zerreißen....

April.

Ich habe alle meine irdischen Angelegenheiten geordnet.

Hier liegen die aufzubewahrenden Papiere; diejenigen, welche nur für mich von Interesse waren, habe ich soeben zerstört.

Nun fahre ich fort, die Angelegenheiten meines inneren Menschen zu ordnen.

Ich hasse niemanden. Habe ich jemand unrecht gethan, warum sollte ich ihn hassen? Hat er mich beleidigt, warum sollte ich ihm nicht vergeben, da ich doch selbst der Vergebung bedarf?

Ich bin bereit, abzuscheiden; meine Vorbereitungen für die Ewigkeit sind vollendet.

April.

Ach, mein Gott, wie lange noch?

Ich kann es kaum fassen, daß ich dieser schrecklichen Operation nicht erlegen bin.

Wann wird mir die Erlösung nahen?

April.

Ich befinde mich verhältnismäßig besser. Es scheint, daß ich noch nicht für die Ewigkeit reif bin. Ich sterbe Zoll um Zoll [47]).

Wenn es Gott gefällt, daß ich noch eine Weile leben soll, so ist es, weil meine Aufgabe noch nicht erfüllt ist. Ich bedarf noch mehr Reue, mehr Glauben, mehr Ernst, einer lebendigeren Hoffnung. . . .

Ach, wenn ihr, die ihr nur daran denkt, zu genießen, und möglichst lange zu genießen, wenn ihr wüßtet was derjenige empfindet, der sich mit schnellen Schritten seinem Ende nähert!

April.

Wie sind wir Menschen doch so oberflächlich!

Vor mir liegt eine große, weit verbreitete Zeitung, und mein Auge fällt auf Sensationsgeschichten, die eine noch schrecklicher als die andere, und sodann auf ein Rezept, das „die erste Runzel, diese erste Spur der Zeit, das Entsetzen aller Damen“, zu vertilgen verspricht.

Welche Ironie!

Auf der einen Seite die Bestätigung des menschlichen Elendes, Thatsachen, die geeignet sind, den ganzen Schrecken der Sünde, den ganzen Ernst des Lebens, das ganze Schwergewicht der Aufgabe, die wir zu erfüllen haben, ins Licht zu setzen . . ., und auf der andern die größtmöglichste Leichtfertigkeit!

Reiche entstehen und vergehen. Nationen folgen auf Nationen, ein Menschengeschlecht entwächst dem andern. Der Mensch erscheint auf Erden, um sich ein wenig zu freuen und viel zu leiden. Nach einigen Jahren, vielleicht einigen Tagen beständigen Kampfes mit dem Tode, der ihn unaufhaltsam und ohne Erbarmen dem Leben abringt, verschwindet er wieder, um kaum eine flüchtige Spur zurückzulassen. . . . Diejenigen wiederum, welche ihn beweinen, bewundern oder verfluchen, folgen ihm nach

in das Grab.... Und wie viele sterben, ohne sich jemals gefragt zu haben, warum sie leben! [48])

Ach, warum dies oft so elende Leben, wenn es keine Ewigkeit gäbe? Welch ein unergründliches Geheimnis wäre unsere Existenz hienieden, wenn mit dem Augenblick des Todes alles ein Ende nähme!!

Wenn wir hingegen eine ewige Dauer vor uns sehen, so sind die kurzen Tage, die wir auf Erden weilen, eine unschätzbare Gabe!

Dann findet alles seine Erklärung. Unser ganzes Sehnen wird gestillt werden, wir werden zum vollen Lichte eingehen!

April.

... Ich habe alle meine armen Kinder um meinen Sessel versammelt.... Ich habe von jedem einzelnen Abschied genommen und jedem ein kleines Andenken gegeben. Frau Thoras und Susanne halfen mir dabei.

Welch ein Glück ist es, andere zu beglücken! [49])

Ob ich diese meine armen Freunde wohl im Jenseits wiedersehen werde?

„Ich werde euch wiedersehen", spricht unser Herr.

Mai.

Die Natur erwacht aufs neue.

Die Blumen hauchen ihre süßen Düfte in die Luft und geschäftige Schmetterlinge flattern an meinem Fenster vorbei. Die Vögel singen ihre frohen Lieder, und glückliche Paare tauschen, Hand in Hand, Liebesworte aus....

Und ich leide, ich ende, ich stehe mit einem Fuß schon im Grabe....

Ach, mein Gott! mein Gott!

Mai.

Mit zitternder Hand schreibe ich diese Zeilen nieder, die letzten meines Tagebuches, das fühle ich....

Eine geheime Ahnung sagt mir, daß nun der letzte Kampf beginnt.

Es ist vollbracht. Ein Lebewohl allen und allem.

Ach, Jesus, barmherziger Gottessohn, der Du den Tod überwunden, Du Mann der Schmerzen, nimm mich an die Hand! ... fester, immer fester!

Führe mich in Deines Vaters Haus, in welchem viele Wohnungen sind....

Erläuterungen.

Die folgenden Erläuterungen werden denjenigen unserer Leser willkommen sein, die sich versucht fühlen, einige der in den vorangegangenen Blättern behandelten Fragen, einige der dort berührten Probleme gründlicher zu studieren. Wir sind in der Reihenfolge dieser Bemerkungen fast ganz der Ordnung und Verkettung der Ideeen gefolgt, wie in der Erzählung selbst.

I.

Von der Traurigkeit des menschlichen Zustandes.

Hierüber findet sich eine sehr schöne Stelle bei Ernest Naville („Chrétien évangélique“ 1878, p. 158). Er antwortet denjenigen, welche behaupten, daß die Menschheit, sich selbst überlassen, befriedigt war, und daß die christliche Religion nur über die Traurigkeit tröstet, deren Quelle sie selbst ist: „Ich will nicht von Indien sprechen, meine Beweise würden sonst zu leicht sein. In dem Zusammenklang der menschlichen Leiden giebt es keinen düsterern Ton als den, der von den Ufern des Ganges und von den Abhängen des Himalaya zu uns herüberdringt. Laßt uns von Griechenland reden, das man das heitere nennt. Paulus von Tarsus schreibt: ‚Alle Kreatur seufzt‘ (Röm. 8, 21). Aber wer hat geschrieben: ‚Ein schmerzvolles Leben führen, ist das Los, welches die Götter den armen Menschenkindern beschieden haben ...‘? Homer (Iliade, XXIV. Gesang), von dem man aus vielen guten Gründen annehmen kann, daß er die Briefe des Apostel Paulus nicht gelesen hatte. — Das Buch Hiob ist nicht heiter. Man liest daselbst: ‚Zum Ungemach ist der Mensch geboren,

so wie des Blitzes Söhne sich hochschwingen im Fluge' (Hiob 5, 7 — Übersetzung von de Wette). Aber wer hat geschrieben: ‚Man könnte den Menschen nichts Besseres wünschen, als daß sie nie geboren wären, daß ihre Augen niemals das Licht der Sonne erblickt hätten ...'? Theognis von Megara, ein griechischer Dichter des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt, der allem Anschein nach das Buch Hiob nicht gelesen hatte. — Wer hat geschrieben; ‚Es ist besser zu sterben, als zu leben, denn das Herz muß viel leiden ...'? Mimnermus, ein griechischer Dichter des siebenten Jahrhunderts vor Christi Geburt, der das Alte Testament nicht gekannt zu haben scheint. — Das Buch des Prediger Salomo wirft ein trübes Licht auf das menschliche Leben: ‚Es ist alles ganz eitel, es ist alles ganz eitel. Was hat der Mensch mehr von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?' (Pred. Sal. 1, 2—3). Das sind tieftraurige Worte; aber wer hat jene anderen, nicht minder traurigen, geschrieben: ‚Nach dem höchsten Glück, nicht in dies Leben zu treten und an dessen Klippen nicht zu scheitern, wäre es das glücklichste Los für die Geborenen, gleich wieder zu sterben und dem Schicksal zu entrinnen, wie man einer Feuersbrunst entflieht'? Diese Worte sind von Cicero (‚Fragmente', in der Ausgabe von Panckoucke, Bd. XXXVI, S. 467), der den Prediger nicht gelesen zu haben scheint. Herodot endlich belehrt uns (Buch V, § 4), daß die Trausen, ein thrakischer Volksstamm, die Gewohnheit hatten, sich um das neugeborene Kind umher zu setzen und über die Übel zu seufzen, welche es während seines Lebens zu erdulden haben würde.... Die Griechen und Römer besaßen heitere Gesänge; sie konnten mit denselben Liedern, mit denen unsere

modernen Dichter einfacher die Liebe und den Wein preisen, die Gottheiten Venus und Bacchus anrufen; aber ihre Litteratur ist voll trauriger Anklänge...." —

Weiter schreibt Pascal: „Da die Menschen sich nicht von Tod, Elend und Unwissenheit befreien können, so haben sie, um sich glücklich zu machen, sich damit geholfen, nicht daran zu denken: das ist alles, was sie erfinden konnten, um sich über so viele Übel zu trösten. Aber es ist ein sehr jämmerlicher Trost, denn er kann das Übel nicht heilen, sondern nur für kurze Zeit verbergen, und während er es verbirgt, verhindert er uns, an die wahre Heilung zu denken...."

In seiner Studie über Madame du Deffant, die er im Jahre 1880 in der öffentlichen Sitzung der fünf Akademieen vortrug, zeichnet uns Caro die berühmte Marquise, wie sie sich mit toller Hast in die Vergnügungen des Salons stürzt, sich in die Äußerlichkeiten des Lebens verliert, und ihre Tage, Abende und Nächte in unaufhörlicher, geistreicher und bewegter Konversation verbringt.... Und mitten durch all diesen Glanz, durch alle diese Erregungen, diese oberflächliche Lustigkeit fühlt man eine geheime Übersättigung hindurch.... Im Grunde ist es die Langeweile, die diese beständige Flucht vor sich selbst und diese Furcht, sich wiederzufinden, zuhause und mit sich allein zu sein, erklärt. „Wie grausam täuscht man sich und andere, wenn man glaubt, auf den Geist allein das Glück, ja das Behagen eines ganzen Lebens gründen zu können! Wenn sich kein höheres Interesse hinzugesellt, das uns zwingt, uns anderweitig als mit unserer eigenen Zerstreuung, d. h. ebenfalls mit uns selbst zu beschäftigen, so wird die Strafe für diesen geistigen Egoismus, so fein und raffiniert er auch

sei, nicht auf sich warten lassen: es ist die unheilbare Enttäuschung anderer und unser selbst . . ." (s. „Le Temps" vom 27. Oktober 1880). Wie viele Menschen verlangen aber allein vom Geiste Trost für die Langweile des Lebens und bleiben eben darum ungetröstet! —

Nach Herrn v. Rémusat giebt es eine schöne Traurigkeit: „Eine solche ist die, welche der Verlust einer edlen Liebe zurückläßt, oder die über das Scheitern einer guten Sache. Hierhin gehört ferner der Schmerz, der sich an das vergebliche Streben nach dem Idealen, an den fehlgeschlagenen Versuch, etwas Gutes zu thun, ein nützliches Werk zu vollbringen, das Schöne durch die Arbeit darzustellen, und ein großes Ziel zu erreichen, knüpft; endlich auch der gesunde Scharfblick der Tugend, die sich ihrer eigenen Ohnmacht bewußt ist, die schmerzvolle Liebe zum Guten, die sich ihre Fehler nicht verzeiht und die sich nicht darein ergiebt, vergeblich zu lieben. Dies sind nur einige der schweren Bedingungen des Lebens, auf die man rechnen kann, auch ohne zu den vom Schicksal am wenigsten Begünstigten zu gehören." Aber, gehörte man selbst zu der Zahl der am meisten Begünstigten, so wird doch nach einer mehr oder weniger langen Reihe unvermeidlicher Trübsale „alles gewaltsam unterbrochen. Der Tod, der stets düstere, strenge Tod, naht heran; der Tod, der das Herz erstarren macht oder es zerreißt, die letzte der Trübsale, und die, für welche die Erde keinen Trost hat." So ist das Leben, wenn es glücklich ist. Wie recht hat also Abélard, wenn er sagt, daß unaufhörlich eine Klage des menschlichen Geschlechts gen Himmel steige! —

Wir könnten hier eine Menge von Citaten bringen, unter anderm auch ganze Seiten aus dem rührenden Buche von Frau v. Gasparin: „Die menschlichen Trübsale". Wir wollen uns damit begnügen, noch einige bittere Zeilen von Sainte-Beuve anzuführen: „Nur die Natur, die Einsamkeit und die auserwählte Freundschaft sind echt; alles übrige ist bloß ein schlechter Scherz, herbe, schreiend, verhärtend oder beflecken d." (Aus einem Briefe an Ampère, 15. Juli 1836; „Revue des Deux-Mondes", 1. Februar 1875.) Und weiter: „Es giebt einen Augenblick, wo bei diesem Mahle, welches man das Leben nennt, die Sättigung eintritt; es bedarf dann nur eines Tropfens, um den Kelch bis zum Ekel überfließen zu machen." Und endlich — mit vierzig Jahren: „Ich habe viel mehr erreicht, als meine Aussichten mir anfänglich zu bieten schienen, und ich fühle gleichzeitig, daß dieses Viel sehr wenig ist."

Solcher Art ist das Erdenleben, wenn es nicht von einem Strahl aus der Höhe erhellt wird. Wenn man es dagegen als eine kurze Strecke auf dem Wege zur Ewigkeit, als eine Zeit der Vorbereitung für ein höheres Leben betrachtet, so findet alles sogleich seine Erklärung. Es hört dann auf, traurig zu sein; es ist durchaus schön, trotz der unzähligen, namenlosen Trübsale, die es umlagern. Man ist dann nicht mehr versucht, mit — ich glaube — Montaigne zu sagen: „Ich stürze mich aufs Geratewohl kopfüber in den Tod hinein."

II.

Die Seele vom Körper unterschieden. Die Seele und das Gehirn.

Ist die Seele? Ist sie durch sich selbst, das heißt, unterschieden vom Körper?

Die Thatsache, daß der Mensch fähig ist, in dem Gefühl erhabener Hingebung seinen Körper zu opfern, diese Thatsache scheint uns genügend, um die Frage zu lösen. Sie ist, in unsern Augen, von der höchsten Wichtigkeit. Es ist in einem solchen Falle unstreitig nicht der Körper, der zerstört zu werden verlangt: er wird durch einen Willen, dem er zur Wohnung dient, durch etwas Unsichtbares, von dem er abhängt, durch eine Seele, die nicht er selbst ist, geopfert.

Dies angenommen — und noch einmal, wir finden unsererseits dies Argument vollkommen hinreichend — werden wir einigen auserlesenen Schriftstellern solche Aussprüche entlehnen, die nach unserm Dafürhalten die uns beschäftigende Frage am besten beleuchtet haben.

Wir bringen zunächst eine ausgezeichnete Stelle aus Ch. Waddingtons „De l'âme humaine, études de psychologie“ (Paris 1862, 576 pp. 8°). Nachdem er festgestellt hat, daß keine der bisher gegebenen Definitionen der Materie auf die Äußerungen der Seele anwendbar sei, fährt der gelehrte Autor folgendermaßen fort:

„Es ist die Frage, welcher Art die Substanz unserer Seele sei und ob sie dieselbe wie die unseres Körpers, das heißt ohne Zweifel, ob sie aus demselben Stoffe gemacht sei, oder ob sie aus denselben Elementen hervorgehe: denn dies ist die Substanz für denjenigen, der sie mit Hilfe der Sinne zu erklären unternimmt. Zunächst muß diese enge und grobe Anschauung berichtigt und geläutert werden, indem man zu der ersten Quelle der Idee der Substanz hinaufsteigt, und hierzu genügt, daß man in sich selbst einkehrt. In der That haben wir nicht zuerst ein Wesen, eine Kraft, eine Substanz klar erkannt, indem wir die Körper betrachteten, sondern indem wir das Ich studierten.

„Nichts ist uns klarer und bekannter, als unsere eigene Existenz: sie ist für uns der natürliche Ausgangspunkt, der Ursprung einer jeden Idee des Seins. Sie ist auch der Ursprung der Idee der Substanz: denn unsere Existenz ist uns auf zweierlei gleich gewisse Weise bekannt; zunächst in unserer ganzen Art zu fühlen, zu denken und zu wollen; dann, so zu sagen im Grunde unseres Wesens, in dem Sinne, daß wir ganz natürlich die permanente Existenz eines und desselben einzelnen Subjektes anerkennen, welches sich in uns in diesen verschiedenen Akten darstellt. Dieses Subjekt, dieses Wesen, ‚diese Natur, welche in mir denkt und ist, oder vielmehr, welche ich selbst bin‘ (Descartes, Quatrième méditation), ist die erste und einzige Substanz, die uns auf eine unmittelbare und gewisse Weise bekannt ist.

„Einmal im Besitz dieser Idee, begnüge ich mich nicht, in den mich umgebenden Körpern, wenn ich sie beobachte, ebenso wie in mir selbst, gewisse Erscheinungen und Arten des Seins festzustellen: ich sehe es zwar nicht, bin aber veranlaßt, unter diesen Arten zu sein irgendein Wesen, ein Subjekt,

eine Substanz, kurz irgendetwas mir selbst Analoges voraus=zusetzen.

„Dieser unzweifelhafte Ursprung der Idee der Substanz erklärt, warum die Substanz der Körper eine mutmaßliche Sache ist. Meine Substanz, im Gegenteil, oder mein Sein ist für mich das Resultat einer direkten Erfahrung. Wenn es sich so verhält, so ist die Substanz meines Wesens nichts anderes, als dies Wesen selbst mit den Eigenschaften, der Art und Weise zu sein, welche ihm angehören, aber unter=schieden von seinen veränderlichen und vorübergehenden Modi=fikationen, obgleich es in Wirklichkeit untrennbar von seinen Eigenschaften ist und nicht anders existieren kann, als unter der einen oder andern der ihm eigentümlichen Formen, da jedes wirkliche Wesen eine bestimmte Existenz hat. Dies er=leichtert und vereinfacht sehr das Problem der Substanz im allgemeinen, und im besondern die Frage über unsere Natur, weil es auf diese Weise dasselbe ist, zu fragen, welches die Substanz des menschlichen Ichs sei, als welches Wesen es sei.

„Die Frage, die so auf das Gebiet des Bewußtseins verlegt ist, löst sich gewissermaßen von selbst. Das Ich oder die menschliche Seele ist und weiß sich als ein einheitliches, ein=faches, identisches Wesen; es ist eine Substanz. Diese Substanz ist und weiß sich als thätig; sie ist eine Kraft. Sie ist und weiß sich mit Bewußtsein und Gefühl begabt; sie ist eine Seele. Sie ist und weiß sich intelligent und frei; fähig, das Gute und Göttliche zu erkennen, es aus freiem Willen zu lieben und zu erstreben: sie ist also eine Person, ein Geist, eine geistige Substanz....

„Die Körperlichkeit der Seele leugnen wollen, ist ein Um=weg, ein Zeitverlust, eine indirekte Methode, die nur ein un=vollkommenes Resultat ergiebt, weil wir die Materie nicht kennen. Ihre geistige Beschaffenheit annehmen ist ein gleich=zeitig direkteres, natürlicheres und einfacheres Verfahren, ist die unmittelbare Überlieferung des Bewußtseins, weil jeder Mensch, der einen Augenblick in sich selbst einkehrt, hier alsbald die Thätigkeit, das Denken, die Liebe, die Freiheit, zugleich mit jenem doppelten Begriff von Gott und von der Pflicht, welcher das Privi=legium der Geister ist, vorfinden wird. Unsere Seele ist also ein Geist: daher ist sie natürlich sich selbst offenbar, und obgleich sie von sich selbst nicht alles weiß, was sie wissen möchte, so hat Descartes recht, wenn er sagt: ‚Der mensch=liche Geist ist leichter zu erkennen als der Körper.‘“ —

Gehen wir jetzt zu einem der ausgezeichnetsten und sym=pathischesten Philosophen unserer Zeit, zu P. Janet, über.

In seinem kürzlich erschienenen Werke („Traité élémentaire de philosophie“; Paris, Delagrave, 832 pp. 8°) hat er über die Unterscheidung von Seele und Körper, sowie über die Verbindung des Körpers mit der Seele einige kurz gefaßte, mit Thatsachen belegte und stark begründete Erklärungen gegeben. Wir werden einen Teil derselben hier anführen. Wir lassen die Einwände, auf welche unser gelehrter Autor antwortet, beiseite; sie wür=den in unserm beschränkten Rahmen keinen Platz finden; wir hoffen außerdem, daß recht viele unserer Leser das vorzügliche Buch, von dem wir hier einige Auszüge geben, ganz lesen werden.

Nach Janet beweist sich die geistige Beschaffenheit der Seele:

1) aus der Unterscheidung der Erscheinungen;
2) aus der Einheit des Gedankens;
3) aus der persönlichen Identität;
4) aus der sittlichen Freiheit.

1. Unterscheidung der Erscheinungen. Der eigentümliche Charakter der psychologischen Erscheinungen ist, daß sie unmittelbar und innerlich von demjenigen erkannt werden, der sie empfindet und den Sinnen der übrigen Menschen unzugänglich sind. Die physiologischen Erscheinungen sind, im Gegenteil, nicht dem Bewußtsein eines jeden zugänglich und können nur durch die Sinne, sei es durch die eigenen, oder die anderer Menschen, empfunden oder wahrgenommen werden. — Müssen zwei so tief verschiedenartige Ordnungen von Erscheinungen nicht aus zwei verschiedenen Ursachen hervorgehen?

2. Einheit des Gedankens. Der Akt des Denkens besteht wesentlich in einem Zurückführen der Mehrheit zur Einheit. Was heißt generalisieren? Es heißt, eine Menge verschiedener Einzelbegriffe auf eine einzige Idee zurückführen.... Was heißt urteilen? Es heißt, zwei verschiedene Ideeen in einem und demselben Akt des Bewußtseins und der Aufmerksamkeit vereinigen. Was ist das Bewußtsein selbst anders als der Akt, der die Mehrheit der Empfindungen vereint? Nun hat die Einheit des Gedankens die Einheit des Subjektes zur Voraussetzung. Aber die ganze körperliche Materie besteht aus Teilen; sie kann also nicht das Subjekt des Gedankens sein. Wenn man ein aus Teilen bestehendes Bewußtsein annimmt, muß man dann nicht auch ein anderes Bewußtsein annehmen, das diese vereinigt?

3. Persönliche Identität. Man definiert die persönliche Identität nicht, aber man fühlt sie. Jedermann weiß sehr gut, daß er in jedem der Augenblicke, welche die Dauer seiner Existenz bilden, derselbe bleibt, und dies nennt man die Identität. Sie drückt sich klar in drei Hauptsachen aus: in dem Gedanken, in dem Gedächtnis, in der Verantwortlichkeit. Der einfachste Gedanke setzt voraus, daß das denkende Wesen in zwei verschiedenen Augenblicken dasselbe bleibt. Alles Denken ist in der That eine Aufeinanderfolge; nun stelle man sich aber drei Personen vor, von denen die eine einen Vordersatz, die zweite einen Nachsatz, die dritte einen Schlußsatz denkt: hat man dann einen gemeinsamen Gedanken, einen gemeinsamen Beweis? Nein: dazu gehört, daß diese drei Elemente in einem und demselben Geiste vereinigt sind. Das Gedächtnis führt uns zu demselben Schlusse. „Ich erinnere mich nur meiner selbst", hat Royer-Collard sehr richtig gesagt. Ich könnte mich dessen, was ein anderer als ich selbst gethan, gesagt oder gedacht hätte, nicht erinnern. Das Gedächtnis setzt also eine fortgesetzte Verbindung zwischen dem Ich der Vergangenheit und dem Ich der Gegenwart voraus. Endlich ist niemand für einen andern als sich selbst verantwortlich; wenn er es für andere ist, so ist er es nur in dem Maße, wie er durch sie selbst auf sie hat wirken können. Wie könnte ich verantworten, was ein anderer vor meiner Geburt gethan hat?

So sind denn Gedanke, Gedächtnis und Verantwortung die glänzenden Bezeugungen unserer Identität. Dies ist eine der Hauptsachen, welche den Geist charakterisieren....

4. Sittliche Freiheit. Die Freiheit ist die Macht der eigenen Entschließung gemäß einer Idee. Aus dieser Grund=

eigenschaft der menschlichen Natur entstehen die Verantwortlichkeit und die Persönlichkeit. Aber nichts ist der Natur des Körpers mehr entgegen. Jedes Teilchen der Materie empfängt die Bewegung und teilt sie einem andern Teilchen mit, aber es bringt sie nicht selbst hervor. Jede Bewegung ist eine Folge und eine Umwandlung vorausgegangener Bewegungen. Die Materie ist träge, d. h. unfähig, ihren Zustand zu verändern; in der Ruhe befindlich, verharrt sie darin; in der Bewegung, bleibt sie in Bewegung; sie behält die einmal erlangte Schnelligkeit und Richtung bei, ohne etwas daran zu ändern. Sie verdient kaum den Namen Ursache. Um so weniger besitzt sie die Fähigkeit, eine freie Ursache zu sein."

Nachdem er so mit einer Klarheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, gezeigt hat, daß die Seele etwas anderes ist als der Körper, widerlegt Janet meisterhaft die Einwände [50]) des Materialismus. Man wird es uns Dank wissen, wenn wir die schönen Stellen hier anführen, die eine beredte Antwort auf alle von der Wissenschaft unserer Zeit dem Satze, welchen wir verteidigen, entgegengestellten Schwierigkeiten geben.

Diese Einwände begründen sich:

1) aus dem Zusammenhang des Physischen mit dem Moralischen, und insbesondere aus dem Zusammenhang und der Übereinstimmung des Gehirnes und des Denkens;
2) aus der Lehre von der wechselseitigen Beziehung und der Umwandlung der Kräfte.

Was antwortet Janet?

I. Gehirn und Gedanke. — „Alle Materialisten, von Lucrez an, haben gegen die Existenz einer vom Körper sich

unterscheidenden Seele die unzähligen Thatsachen aufgeführt, die auf unbestreitbare Weise den Einfluß des Physischen auf das Moralische darthun.

„In der jüngstvergangenen Zeit aber hat sich dieser Widerstand hauptsächlich auf die Übereinstimmung des Gehirns und der Intelligenz konzentriert. In der That verdichten sich alle Einwirkungen des Physischen auf das Moralische in den Funktionen des Gehirns, weil die Seele nur allein durch dieses bewegt wird. Nun aber werden folgende Thatsachen aufgerufen:

„1) Es wird gesagt, daß man überall, wo man ein Gehirn wahrnimmt, einem denkenden, oder doch wenigstens bis zu gewissem Grade fühlenden Wesen begegnet; — 2) überall, wo das Gehirn fehlt, da fehlen auch die Intelligenz und das Denken; — 3) endlich wächst die Intelligenz mit dem Gehirn und nimmt auch mit ihm ab; was das eine berührt, wirkt in derselben Weise auch auf das andere. Alter, Krankheit und Geschlecht haben einen ganz gleichartigen Einfluß auf die Intelligenz wie auf das Gehirn. Wenn nun aber ein Umstand durch seine Anwesenheit einen Eindruck hervorbringt, oder denselben durch seine Abwesenheit aufhebt, oder ihn durch seine Veränderung modifiziert, so kann er nach der Methode Bacos als die wahre Ursache dieses Eindruckes betrachtet werden. Das Gehirn vereinigt diese drei Bedingungen in seiner Beziehung zum Denken: es ist also die Ursache des Denkens.

„Die Wissenschaft hätte zuerst die drei soeben von mir angeführten Sätze scharf zu beweisen. Abgesehen von den beiden ersten, die nicht absolut unbestreitbar sind, läßt besonders der Beweis des dritten viel zu wünschen übrig. Ehe man fest=

stellt, daß die Veränderungen des Denkens in einem bestimmten Verhältnis zu den Veränderungen im Gehirn stehen, müßte man genau wissen, mit welchem Zustand im Gehirn der Akt des Denkens zusammenhängt. Dies weiß man noch nicht, denn die einen führen ihn auf den Umfang, die anderen auf das Gewicht; diese auf die chemische Zusammensetzung, jene auf einen gewissen unsichtbaren, dynamischen Vorgang zurück, der sich immer leicht voraussetzen läßt. Nach noch anderen endlich hängt das Denken nicht von einer einzigen, ausschließlichen Bedingung ab, weder ganz allein von der Gehirnmasse, noch ganz allein von der Struktur, noch von der chemischen Zusammensetzung allein, noch von der Elektricität, vom Phosphor u. s. w.; es hängt von allen diesen vereinigten und harmonisch verbundenen Bedingungen ab. Es ist ein Ergebnis. Daher kommt es, daß man stets auf unerklärliche Ausnahmen stößt, wenn man ein einzelnes dieser Elemente betrachtet.

Also: das Denken ist ein Ergebnis, es ist an sehr verschiedene und sehr zahlreiche Bedingungen gebunden. Wer aber versichert uns, daß eine dieser Bedingungen nicht die denkende Kraft selbst, das, was wir Seele nennen, sei? Seid ihr ganz sicher, alle die Bedingungen zu kennen, von welchen die Übung des Denkens ausgeht? Und wenn ihr sie nicht alle kennt, wer sagt euch, daß eine von ihnen, und zwar die hauptsächlichste, nicht die Gegenwart dieses unsichtbaren Prinzips sei, dessen Auslassung alle eure Berechnungen umwirft? Alle guten Beobachter sind einig in der Erkenntnis, daß es unter den physiologischen Bedingungen solche giebt, die uns entgehen, und daß in diesem Problem immer eine oder mehrere unbekannte

Größen zurückbleiben. Warum sollte eine dieser letzteren nicht die Seele selbst sein?

In einem seiner schönsten Dialoge läßt Plato, nachdem er die Existenz der Seele und des zukünftigen Lebens durch den Mund des Sokrates bewiesen hat, einen Gegner sprechen, der den Sokrates fragt, ob die Seele nicht der Harmonie einer Lyra vergleichbar wäre, die, schöner, größer, göttlicher als die Lyra selbst, dennoch, abgelöst von dieser, nichts mehr ist, sondern mit ihr zerstört wird und verklingt. So denken diejenigen, für welche die Seele nur das Ergebnis der Gehirnthätigkeit ist; aber sie vergessen, daß eine Lyra nicht aus sich selbst und durch ihre eigene Kraft diese Töne hervorbringt, die uns entzücken — und daß jedes Instrument einen Spieler voraussetzt. Für uns ist die Seele dieser Spieler und das Gehirn das Instrument, welches er vibrieren läßt.

„Broussais hat diese Hypothese von einem auf dem Grunde des Gehirns verborgenen kleinen Spieler verspottet; aber ist es nicht noch wunderlicher, sich ein Instrument vorzustellen, das ganz allein, aus sich selbst heraus, herrliche Symphonieen ausführen, ja komponieren könnte? Ohne diesen Vergleich buchstäblich zu nehmen, können wir uns doch seiner als eines bequemen Mittels bedienen, um die beobachteten Erscheinungen wiederzugeben.

„Zunächst nun erkennen wir klar, daß ein Musiker, wie groß auch immer sein Genie sei, dasselbe nicht bekunden könnte, wenn er keinerlei Instrument, nicht einmal die menschliche Stimme, zur Verfügung hätte; dieses Genie selbst hätte alsdann nie geboren werden oder sich entwickeln können. Wir sehen hieraus, daß eine Seele, die sich mit dem Körper eines kopflosen Un=

getüms verbunden fände, auf keinerlei Weise ihre angeborenen Kräfte bethätigen, noch selbst sich ihrer bewußt sein könnte; diese Seele würde also sein, wie wenn sie nicht wäre. Wir sehen weiter, daß ein ausgezeichneter Musiker, der ein allzu schlechtes Instrument zu seiner Verfügung hätte, nur eine sehr unvollkommene Idee von seinem Talent geben könnte. Es ist nicht weniger klar, daß zwei Musiker, welche sich bei gleichem Talent auf zwei ungleichen Instrumenten hören lassen müßten, zu einander in dem Verhältnis ihrer Instrumente erscheinen würden. So würden auch zwei Seelen, die innerlich und nach dem Maße ihrer Kraft dieselbe Fähigkeit zu denken hätten, sich dennoch durch die Verschiedenheit des Gehirns unterscheiden. Endlich würde ein ausgezeichneter Musiker, der ein ausgezeichnetes Instrument hätte, den höchsten Grad musikalischer Leistungen erreichen.

„Wir haben ein vollkommenes Verhältnis, eine vollkommene Übereinstimmung zwischen dem Musiker und dem Instrument angenommen, aber diese Übereinstimmung ist nicht immer vorhanden: wir sehen z. B. oft einen mittelmäßigen Musiker nur einen mittelmäßigen Effekt auf einem ausgezeichneten Instrument und, im Gegenteil, einen ausgezeichneten Musiker einen bewunderungswürdigen Effekt auf einem mittelmäßigen Instrument hervorbringen. Ein Paganini erreicht auf der einzigen Saite einer Violine, was ein gewöhnlicher Künstler vergeblich auf einem vollständigen Instrument versuchen würde. Ein Duprez stellt mit nur noch einem Rest von Stimme alle seine Nachfolger durch seinen seelenvollen Gesang in den Schatten. Das Genie kann also nicht an dem Wert und der Reinheit des Instrumentes, dessen es sich bedient, gemessen werden, es wird die unbekannte Größe

bleiben, die aller Berechnungen spottet. Ebenso ist es mit der Seele und dem Gehirn. Dieses wird in einer großen Anzahl von Fällen, und bei einer groben Beurteilung der Dinge, das Maß und der Ausdruck von jener sein; aber es wird auch vorkommen, daß die Beziehungen umgekehrt sind und daß man in dem Instrument nicht mehr ein exaktes Maß findet, um den innern Wert des Künstlers, der mit ihm verbunden ist, zu erkennen. Daher die Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen, denen die Physiologen jedesmal begegnen, wenn sie das Verhältnis des Gehirnes und des Denkens unter strenge Gesetze bringen wollen. Die innere, geheime, erste Kraft entgeht ihnen und sie erreichen nur grobe, unvollkommene Symbole."

II. Das Denken und die Bewegung. „Nehmen wir an, daß alle von uns aufgeworfenen Fragen gelöst seien, und daß man mit Bestimmtheit wisse, daß das Denken einer Bewegung des Gehirns entspricht und von welcher Art diese Bewegung ist; nehmen wir selbst an, daß man bis ins letzte Detail die Übereinstimmung der Bewegung und des Denkens verfolgen könne: was wissen wir dann mehr, als daß es zwei Ordnungen von beständig mit einander verbundenen Erscheinungen giebt, die, wenn man so will, selbst als ihre gegenseitigen Ursachen oder Bedingungen betrachtet werden können, die jedoch absolut unvergleichbar und nicht zu vereinfachen sind? Man könnte wohl sagen: das Denken ist mit der Bewegung verbunden; nicht aber: das Denken ist eine Bewegung. Diese Voraussetzung, wenn sie nicht eine hyperbolische Metapher sein soll, ist absolut unverständlich und verdeckt einen wahrhaften Unsinn. Die Bewegung ist eine Bewegung und der Gedanke ist ein Gedanke; das eine kann nicht das andere

sein. Die Bewegung ist etwas Objektives, Äußerliches; sie ist die Modifikation eines Dinges, das Ausdehnung, Gestalt hat und räumlich vorhanden ist. Hingegen ist es mir unmöglich, mir das Denken wie etwas Äußerliches vorzustellen: es ist wesentlich ein innerer Zustand. Durch das Bewußtsein kann ich in mir selbst weder Form noch Gestalt noch Bewegung erfassen, und durch die Sinne, die mir Gestalt und Bewegung vermitteln, kann ich das Denken nicht erfassen. Eine Bewegung kann geradlinig, zirkulär oder spiralförmig sein; was ist aber ein spiralförmiger, zirkulärer oder geradliniger Gedanke? Mein Gedanke ist klar oder unklar, wahr oder falsch; was ist eine klare oder unklare, eine wahre oder falsche Bewegung? Kurz, eine denkende Bewegung schließt einen Widerspruch ein.

„Dennoch führt man heute, um zu beweisen, daß der Gedanke wohl eine Bewegung sein könnte, zwei den neuen Entdeckungen der Wissenschaft entnommene Betrachtungen ins Feld. — Wir sehen, sagt man, 1) die Vibrationen des Äthers sich in Licht verwandeln, 2) die Wärme sich in Bewegung umsetzen und die Bewegung in Wärme. Eine und dieselbe Kraft kann sich also unter zwei verschiedenen Formen bethätigen, und es enthält keinen Widerspruch, anzunehmen, daß die Bewegungen des Gehirns sich in Gedanken umsetzen. — Diejenigen, welche sich dieser Vergleiche bedienen, nehmen nicht wahr, daß sie in jene Art von Sophismus verfallen, die darin besteht, dasselbe durch dasselbe (idem per idem) zu beweisen, und das ist nicht schwer aufzustellen.

„1. Man entgegnet, daß die Vibrationen des Äthers zu Licht und Farbe werden, ohne in sich selbst weder leuchtend noch farbig zu sein; aber man vergißt, daß das Wort Licht zwei ganz verschiedene Dinge bedeutet: einesteils etwas Äußerliches, die objektive Ursache, welcher Art sie auch sei, der Lichterscheinungen, eine Ursache, die während, vor und nach der Empfindung und unabhängig von ihr fortdauert; andernteils die Lichtempfindung selbst, die nicht außerhalb des empfindenden Wesens besteht. Nun würde aber, wenn man heutzutage den Physikern glaubt, diese äußerliche Ursache der Lichterscheinungen, dieses Etwas, das auch in der Abwesenheit jedes empfindenden Wesens und jeder thatsächlichen Empfindung fortdauert, die vibrierende Bewegung eines elastischen, mutmaßlichen Mediums, Äther genannt, sein. Man kann also mit Recht sagen, daß das Licht, in sich genommen, eine Bewegung ist; aber es hat, in sich genommen, keine Ähnlichkeit mit dem, was wir Licht nennen, und so lange es nicht einem empfindenden Wesen begegnet ist, ist es, streng genommen, nur eine Bewegung, nichts anderes. Bis hierher erfährt es keine Umwandlung.

„Nun gelangen die Vibrationen des Äthers bis zum Auge hin und bewirken durch den optischen Nerv eine unbekannte Bewegung, als deren Folge die Lichtempfindung stattfindet. Das Wort Licht hat hier eine ganz andere Bedeutung: es ist das empfundene Licht, welches nur durch das empfindende Wesen besteht und nur in ihm; es ist eine bewußte Empfindung und — in gewissem Grade — eine Idee. Das Licht als Empfindung ist also grundverschieden von dem Licht als Gegenstand; das letztere ist außer uns, das erstere in uns; das letztere ist eine ganz bestimmte Eigenschaft der Materie, das erstere eine Affektion des Ich. — Aber, wird man erwidern, die Lichtempfindung ist zum mindesten eine Nerven-, eine Gehirnerscheinung. Ich antworte: Seht ihr nicht, daß

es sich gerade hierum handelt? Ohne Zweifel vollzieht sich ein Vorgang in den Nerven und im Gehirn, und dieser Vorgang kann als den äußerlichen Vibrationen des Äthers analog angenommen werden; aber diese Bewegung, welche sie auch sei, ist noch nicht das, was wir Licht nennen: sie wird erst Licht, wenn das Ich und mit ihm die bewußte Empfindung herantritt. Wie vollzieht sich dieser Übergang? Wir wissen es nicht; es handelt sich gerade darum, den Übergang vom Körperlichen zum Unkörperlichen zu erklären.

„2. Das zweite Beispiel enthält dieselbe Unklarheit. Wenn die Bewegung, sagt man, sich in Wärme umsetzen kann, warum denn nicht in Gedanken? Auch hier muß die äußere Ursache, welche die Empfindung hervorbringt, von der Empfindung selbst unterschieden werden. Dem Feuer wird es nicht warm, dem Eis nicht kalt; man nennt das eine warm und das andere kalt, weil sie beide die Ursache dieser beiden entgegengesetzten Empfindungen sind. Wohlan, diese äußere, unbekannte Ursache, welche wir Wärme nennen, kann unter gewissen Bedingungen unseren Sinnen entschwinden und aufhören, als Wärme empfunden zu werden; es tritt alsdann außerhalb von uns eine andere Erscheinung auf, die genau das Äquivalent für die verlorene Wärme ist, nämlich eine Bewegungserscheinung. Die Maschine, welche eine gewisse Quantität Wärme absorbiert, bringt eine gewisse Quantität Bewegung hervor, und diese beiden Quantitäten sind sich in allen Fällen gleich. Mit einem Wort, dieselbe Ursache kann, je nach den Umständen, bald die Empfindung von Wärme bei einem empfindenden Wesen, bald die Erscheinung der Bewegung bei einem empfindungslosen Körper hervorbringen. Hieraus würde also nur

hervorgehen, daß dieselbe Ursache auf zwei verschiedene Wesen zwei verschiedene Wirkungen ausüben kann, nicht aber, daß diese Ursache sich in etwas anderes als sie selbst umwandeln und werden könne, was sie nicht wäre. Man kann also von hier aus keinen Schluß zugunsten der Verwandlung der Bewegung in Gedanken ziehen.

„Vergessen wir außerdem nicht, daß die Wärme selbst, als Wärme, nach der verbreitetsten Hypothese schon nichts anderes als eine Bewegungserscheinung ist; die Physiker sehen darin, wie auch beim Lichte, eine Vibration dieses unwägbaren Fluidums, das man den Äther nennt. So ist für uns die Wärme, wie das Licht, objektiv nur Bewegung, und sie wird erst in einem empfindenden Wesen zur empfundenen Wärme. Wenn nun aber die objektive Wärme schon Bewegung ist, kann es uns dann wunder nehmen, daß sie Bewegungen hervorbringen? Nur bringt diese unwahrnehmbare Bewegung des Äthers einerseits, wenn sie sich unseren Nerven mitteilt, in dem Ich oder dem Geiste die Empfinduug der Wärme hervor, und anderseits, wenn sie sich den uns umgebenden Körpern mitteilt, Bewegungen, die unseren Sinnen wahrnehmbar sind. Es findet nicht die mindeste Verwandlung, nicht die mindeste Hexerei dabei statt. Die Bewegung erzeugt Bewegung und nichts anders. Es bleibt immerhin zu erklären, wie dasjenige, was äußerlich Bewegung ist, innerlich die Empfindung von Wärme bedingt; aber das ist, ich wiederhole es, gerade die Frage, und man findet immer wieder zwei Ordnungen von unzerlegbaren Erscheinungen, von denen die einen die Voraussetzung der anderen sind, ohne daß sich jedoch beide mit einander vermischen könnten.

„Der Materialismus hat also in den jüngsten Entdeckungen der Wissenschaft kein neues Argument gefunden, und hat immer noch dieselben Einwände und dieselben Schwierigkeiten gegen sich, die ihn zu allen Zeiten diskreditiert haben.“ —

Die hier von uns wiedergegebenen Stellen, die übrigens nur den Hauptinhalt der in dem schönen Buche desselben Autors: „Le Matérialisme contemporain“, ausführlich entwickelten Beweisgründe bilden, scheinen uns mehr als reichlich zu beweisen, daß die Seele vom Körper unterschieden ist.

Wir fügen noch einige, anderen Autoren entnommene Fragmente bei.

„Wenn der Körper schon vollendet ist, wächst doch die Seele noch und hört nicht zu wachsen auf; sie bleibt unvollendet in einem vollendeten Körper. Ja, wenn der seit langen Jahren vollendete Körper anzeigt, daß er bald dahinwelken wird, tritt die Seele erst in Wahrheit in ihre Periode des höheren intellektuellen Wachstums ein. . . . Der Beweis der Existenz der Seele ist mit mathematischer Strenge geliefert, sobald es bewiesen ist, daß eine Entwickelung im Menschen stattfindet, die nicht diejenige seines Körpers ist.

. . . .

„Die Seele existiert, der Körper existiert, es bestehen zwischen dem Körper und der Seele Beziehungen, deren Ausdruck die Erscheinungen des Lebens sind: das sind drei unanfechtbare Sätze; das wissen wir.

„Was es auch sei, das empfindet, denkt, sich erregt, will und handelt: das, was fühlt, denkt, sich erregt, will, handelt, ist etwas, und ist dasselbe in einerlei welcher dieser Erscheinungen.

„. . . Auf uns und unseren gegenwärtigen Zustand bezogen, hat der Satz die Evidenz für sich: kein menschlicher Wille ohne ein menschliches Gehirn. Wir fügen gleich hinzu: nirgends ein Wille ohne eine Ursache des Willens, ohne eine Seele.“ Ch. Dollfus, L'âme dans les phénomènes de conscience. Paris 1876. —

Man kann einen Körper und seine Glieder ungestraft teilen, quälen, zerreißen; der Mensch ist nur noch ein Kadaver, eine menschliche Statue, die Statue des Todes. Und während dieser absoluten Vernichtung des physischen, erstrahlt die Flamme des intellektuellen Lebens, weit davon entfernt zu verlöschen, in lebendigerem Glanze. Der Körper wird von einem zeitlichen Tode betroffen, und die Seele, in neue Sphären emporgetragen, begeistert sich in den Entzückungen erhabener Gefühle. . . . Der Körper und die Seele sind hier offenbar getrennt.“ Figuier, Le lendemain de la mort. 7e édit. Paris 1878. —

„Alle Kräfte der Natur, ohne Ausnahme, sind in Anspruch genommen worden, um diese seltsame Mischung zu erschaffen, die sich Mensch nennt . . .; der Mensch ist nicht allein ein Gewicht, eine Vereinigung chemischer Atome, eine Zusammenfügung der feinsten, physischen Instrumente; er ist persönliche Kraft, eine **Seele**. . . .“ Laugel, Revue des Deux-Mondes, 1. September 1861.

Weiterhin legt Laugel die Einwände von Vogt, Moleschott, Büchner klar.

Nach Moleschott giebt es nichts Unsterbliches als die unaufhörlichen Umwandlungen unterworfene Materie. Die Kräfte können ohne den materiellen Stoff nicht gedacht werden, und

die Seele nicht ohne den Körper. Der Gedanke reduziert sich auf eine Bewegung der Gehirnmaterie, wie der Ton der Bewegung der Luft entstammt, und das Licht derjenigen des Äthers. Unser Wille ist die notwendige Folge aller der Bewegungen, die uns reizen. Nach Büchner, der die alte atomistische Theorie auferstehen läßt, giebt es etwas, das Bedingung und Ursache aller Dinge ist, ohne welches weder Form, noch Gedanke, noch Körper, noch Geist, noch überhaupt irgendeine Existenz möglich wäre, und das folglich in der ewigen Metamorphose aller Erscheinungen einzig und allein verdient, Prinzip genannt zu werden.... Dieses einzige Etwas ist das Atom oder die Substanz. — Hierauf antwortet Laugel mit gutem Recht: „Die unorganische Substanz, die träge Materie ist unabhängig von der Zeit. Das Mineral verändert sich nie. Ein Krystall ist kein Individuum; es kann als Aggregat einer Unendlichkeit ähnlicher Krystalle betrachtet werden; ich kann ihn ins Unendliche zerteilen und finde in jedem Teil die fundamentalen Eigenschaften des Ganzen wieder. Das organische Wesen hingegen, obgleich es sich durch die Zeit modifiziert, besitzt eine gewisse Individualität, die sich an die Gesamtheit der Organismen anschließt, welchen die Zeit ihre Veränderungen aufdrückt.... Nun aber kann keine Änderung gedacht werden, ohne eine dieselbe hervorbringende Kraft.... Der Kreis der persönlichen und freien Thätigkeit ist von einer Kraft erfüllt, welche die Individualität herstellt; diese ist die eigentliche Seele. Die Seele der Pflanze schließt nur solche Kräfte ein, die zur vegetativen Entwickelung bestimmt sind; die Seele des Tieres enthält, zugleich mit der der Pflanze, Kräfte einer neuen Art; die Seele des Menschen schließt noch außer der Seele der Pflanze und

der des Tieres eine mit den höchsten intellektuellen Fähigkeiten begabte Seele ein. Man kann diese Arten von Seelen nicht streng definieren; es ist aber wichtig, gut begriffen zu werden, daß unter den Kräften, denen unser Sein unterworfen ist, eine stufenweise Hierarchie besteht.“ — Es verlohnt sich der Mühe, den ganzen Artikel Laugels, dem wir nur einige fragmentarische Stellen entliehen haben, zu lesen. —

Nach Moleschott ohne Phosphor kein Gedanke.

Ein gelehrter Chemiker, Couerbe, hat zu finden geglaubt, daß das Gehirn der gewöhnlichen Menschen 2,50 Prozent Phosphor enthält, das der Idioten von 1—1,50, das der Wahnsinnigen 4—4,50. Er schließt daraus, daß das Fehlen des Phosphors im Gehirn den Menschen zum Tiere erniedrigt, daß ein großes Übermaß das Nervensystem erregt und es in das furchtbare Delirium versetzt, das wir Wahnsinn nennen, daß endlich ein mittleres Verhältnis das Gleichgewicht herstellt und die bewunderungswürdige Harmonie hervorbringt, die nichts anderes als die Seele der Spiritualisten ist.

Aber „man hat dieser Theorie entgegengestellt, daß das Gehirn der Fische, die nicht gerade als große Denker gelten, vielen Phosphor enthält. Ferner hat Lassaigne, der das Gehirn von Geisteskranken analysiert hat, nicht mehr Phosphor darin gefunden, als in dem der gesunden Menschen im allgemeinen.... Es wäre ohne Zweifel sehr unklug, daran festzuhalten, daß die chemische Zusammensetzung des Gehirns keinen Einfluß auf die geistige Entwickelung habe, und die Thatsache des Cretinismus kann zu denken geben, denn es scheint festzustehen, daß diese unglückliche Monstrosität ein Stillstand in der Entwickelung ist, der zum Teil der Abwesenheit gewisser Ele-

mente (des Jod unter andern) in der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft entsteht ...; aber daß man mit Phosphor, Jod oder irgendeiner andern Substanz die Seele ersetzen könne ... das bleibt sehr zu bezweifeln."

Was den Wahnsinn anbelangt, so zeigt (nach Esquirol, einer Autorität auf diesem Felde) „das Gehirn des Geisteskranken keine bemerkbare Veränderung, selbst wenn der Wahnsinn eine lange Reihe von Jahren gedauert hat".

„Es läßt sich übrigens nicht bestreiten, daß es Fälle giebt, wo die geistige Unordnung ihre Ursache in irgendeiner organischen Unordnung hat, nach dem Gesetz von dem Zusammenhang zwischen Seele und Körper; giebt es nicht auch andere Fälle, wo die Störung eine ausschließlich moralische zu sein scheint, und wo der Organismus nur nebensächlich und hilfsweise interveniert, z. B. wenn der Wahnsinn, wie es häufig vorkommt, durch häuslichen Kummer, durch eine unglückliche Liebe, durch getäuschten Ehrgeiz, durch übertriebene religiöse Skrupel verursacht wurde? Wer könnte leugnen, daß hier die anfängliche Störung auf dem moralischen Gebiet stattfinde? Dort entsteht sie, dort setzt sie sich fort, dehnt sich aus, wurzelt fest, wird unheilbar...." („Revue des Deux-Mondes", Juli 1865, S. 413 u. ff.) Wir haben fast wörtlich, doch mit Abkürzungen, kopiert.

Um sich endlich zu vergewissern, daß die geräuschvollen Triumphlieder des Materialismus vorzeitige sind, braucht man nur das Kapitel: „Das Gehirn und die Seele" in dem schönen Werk von Lange: „Geschichte des Materialismus" zu lesen.

III.

Ursprung und Funktionen der Seele.

Hat man einmal die Seele als vom Körper unterschieden angenommen, so treten einige Nebenfragen auf, über welche es schwer ist, eine Meinung abzugeben.

So die Frage: welches ist der Ursprung der Seele?

Nach dem Traducianismus wird die Seele zugleich mit dem Körper von den Eltern erzeugt und bildet mit diesem zunächst ein einziges Ganzes.

Nach dem Generatianismus ist die Seele von Anfang an vom Körper unterschieden; beide werden zugleich durch eine schöpferische Kraft erschaffen, deren Träger die Eltern sind.

Nach dem Creatianismus endlich wären alle Seelen zuerst von Gott erschaffen worden, der sie durch die Mitwirkung der Eltern dem Embryo mitteilt. (Siehe Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, 2. Aufl., Leipzig 1862, Tl. I, S. 52 ff. und besonders in der vorzüglichen „Encyklopädie" von Herzog, 1. Aufl., Gotha 1861, Bd. XIV, Art. Seele.) Dies sind in Geheimnis gehüllte Fragen, deren Lösung, welche sie auch sei, in keiner Weise die Existenz der vom Körper unterschiedenen Seele angreift.

Wir wollen noch ein Wort über die beiden berühmten Systeme hinzufügen, die unter den Namen Animismus und Vitalismus bekannt sind. Man kann sie nicht besser zusammenfassen, wie Figuier (O. c., p. 26) es gethan hat, dessen Schlußfolgerungen wir durchweg annehmen.

Nach Stahl, einem deutschen Arzte des vorigen Jahr=

hunderts, denkt die Seele, indem sie zugleich den animalischen Funktionen vorsteht. „Immer in den verschiedenen Körperteilen gegenwärtig, wacht sie ohne Aufhören über seine Erhaltung und seinen Unterhalt.“

„Aber wir sind uns dieses Amtes ganz und gar nicht bewußt“, antwortet Figuier; „nichts sagt uns, daß es unsere Seele ist, die den Funktionen des Atemholens u. s. w. vorsteht. Das Denken und die physiologische Funktion sind zwei mit einander nicht vereinbare Erscheinungen. Wenn die Seele das Prinzip des Lebens wäre, so würden wir in dem gegenwärtigen Körper unsterblich bleiben, denn die Materie verbraucht sich nicht.

„Man wird sich deshalb besser für den Vitalismus von Barthez (im vorigen Jahrhundert Arzt in Montpellier) entscheiden, der, außer dem Körper und der Seele, ein Lebensprinzip annimmt. In der That, weit entfernt sich durch den Gebrauch abzuschwächen, wächst, erhebt, vervollkommnet sich die Seele durch die regelmäßige Anwendung ihrer Fähigkeiten. Das Leben ist eine bildende Kraft, die instinktiv thätig ist; unauflöslich mit dem Körper verbunden, stirbt sie mit ihm, während die Seele mit dem Alter nur an Energie und Stärke zunimmt.“

In dem „Dictionnaire des sciences philosophiques“ von Franck (Paris, Hachette, 2. Aufl. 1875), in der „Encyclopédie des sciences religieuses“, publiziert von Lichtenberger (Paris, Fischbacher) und in Laugels „Problèmes de la vie“ (Paris, Germer Baillière, 1867) finden sich lange Abhandlungen über den Animismus und Vitalismus, sowie auch die Geschichte dieser beiden Systeme von Aristoteles u. s. w.

an bis auf unsere Zeit. In dem letztgenannten Werke erscheint uns das Kapitel, betitelt „Le Dynanisme“, wenn auch höchst interessant, doch nicht völlig überzeugend. Überdies wird die ganze Frage nach unserem Dafürhalten noch lange eine offene bleiben.

IV.

Von der Seele der Tiere.

Hier sind einige Worte über eine Frage am Platze, mit welcher sich die Philosophen aller Zeiten beschäftigt haben.

Haben die Myriaden von Wesen, die uns umgeben, eine der Unsterblichkeit fähige Seele?

Und warum nicht? Was erzählt man nicht — und mit gutem Recht — von der Intelligenz, dem Bewußtsein und der Treue der Hunde zum Beispiel? Gewissen Tieren mangelt nur die Gabe der Sprache, um fortschrittsfähig zu sein. Wer könnte es leugnen, daß, wenn sie auch nur eine rudimentäre Seele haben, sich in dieser Seele doch ein dumpfes Streben nach Höherem vollzieht? Und, um logisch zu sein, wo ist die Grenze zwischen höheren und niederen Tieren, über welche hinaus die Möglichkeit des Fortschrittes einhielte und verschwände? Ganz gewiß reicht der Instinkt allein nicht hin, um das ganze Wesen des Tieres zu erklären.

Mit dem Wie der Verlängerung ihrer Existenz über die erste Phase ihres Lebens hinaus habe ich mich nicht zu beschäftigen; — wer vermöchte es, den künftigen Zustand des Menschen

klar und bestimmt zu schildern? — Ich halte mich an die Thatsache, daß etwas Höheres, als der bloße animalische Instinkt, in ihnen vorhanden ist. Hierbei beziehe ich mich auch auf die berühmten Worte des Apostels Paulus über „das Seufzen der Kreatur".

V.

Die Unsterblichkeit, etwas Begehrenswertes.

„Welches auch die Fortschritte des kritischen und skeptischen Geistes sein mögen, das Problem des künftigen Lebens wird nie aufhören, die Seelen zu bewegen und die Wißbegierde der Geister anzuregen...." (**Paul Janet**, Revue des Deux-Mondes, Mai 1863, p. 422.)

„Der Preis ist schön" (sagt Plato in seinem „Phädon" LXIII), „der Preis ist schön und die Hoffnung ist groß. Der Versuch ist des Wagens wert." —

Wir führen weiter noch einige rührende Zeilen an, die bei Gelegenheit des Verkaufes der Bibliothek von J. Janin der Feder von S. de Sacy entflossen sind („Journal des Débats", 13. Februar 1877): „Was ich auch darüber gesagt haben mag, bei diesem Verkauf blutet mir das Herz; er ist für mich wie ein nochmaliges Sterben Janins und seiner vortrefflichen Gattin, wie die letzte Schaufel Erde, die man auf ihren gemeinsamen Sarg wirft. So lebt denn wohl, meine lieben Freunde, lebt wohl! Ein Lebewohl eurer Hütte, ein Lebewohl allem, was ihr liebtet und was ihr mit eurem Geist

und Herzen umfaßtet! Lebt wohl, aber nicht für lange! Nein, der Tod ist kein ewiges Exil, er ist nur eine Abwesenheit von einigen Jahren, einigen Tagen. Ich gehöre nicht und werde nie zu denjenigen gehören, welche denken, daß ein in einem Winkel des Gehirns verirrter Blutstropfen die Intelligenz, die Liebe auslöschen, den Gatten von der Gattin, den Vater von seinen Kindern, den Freund von seinem Freunde trennen könne. Wie grausam sind doch die, welche uns hiervon überzeugen möchten, und wie unbegreiflich ist es, daß sie stolz darauf sind, es zu glauben! Alle ihre Beweisgründe werden nichts daran ändern: die Gewißheit der Unsterblichkeit ist zu tief in unser Herz gegraben. Es ist unmöglich, aufzuhören, zu lieben, was man einmal wahrhaft geliebt hat!"

VI.

Die Unsterblichkeit und der Positivismus.

„So lange man nicht eine gewisse Anzahl von Begriffen, wie z. B. das Prinzip der Finalität aus dem Katalog des Denkens gestrichen hat, wird der Positivismus nicht gegen die unabweisbaren Forderungen des menschlichen Geistes aufkommen können." (**Vacherot**, Revue des Deux-Mondes, 15. Dezember 1878, p. 841.)

VII.

Das ewige Leben und das allgemeine Gefühl.

Man wird kaum Völkerschaften begegnen, die nicht an ein zukünftiges Leben glauben, und dies beweist die Existenz eines allen Menschen natürlichen Instinktes, nicht mehr, aber auch nicht weniger. So allgemein dieser Instinkt jedoch ist, so verschieden sind die Formen, unter welchen sich die Völker das Jenseits vorstellen. Es mag hier eine auf dies Thema bezügliche, höchst merkwürdige Stelle Platz finden.

„Wie weit man auch zurückgehe in der Geschichte der indogermanischen Rasse, von der die griechische und römische Bevölkerung sich abzweigt, man erfährt nicht, daß diese Rasse jemals gedacht habe, es sei nach diesem kurzen Leben alles für den Menschen vorüber. Die ältesten Generationen haben, lange ehe es Philosophen gab, an ein zweites Dasein nach dem jetzigen geglaubt. Sie haben dem Tode nicht als einer Auflösung des Seins, sondern als einer einfachen Veränderung des Lebens ins Auge geschaut.

„Aber an welchem Orte und auf welche Weise vollzog sich diese zweite Existenz? Glaubte man, der unsterbliche Geist werde, wenn er den einen Körper verlassen habe, einen andern beseelen? Nein; der Glaube an die Seelenwanderung hat nie in dem Geiste der griechisch-römischen Stämme Wurzel fassen können; auch bildet er keineswegs die älteste Ansicht der Arjas des Orientes, weil die Hymnen der Vedas in direktem Widerspruch mit ihm stehen. Glaubte man etwa, der Geist steige gen Himmel, zu der Region des Lichtes empor? Ebenso

wenig; der Gedanke, daß die Seelen in eine himmlische Wohnung gelangen, stammt im Occident aus einer weit näher liegenden Epoche; der Aufenthalt im Himmel wurde nur als Belohnung für einzelne große Menschen und für Wohlthäter der Menschheit betrachtet. Nach dem ältesten Glauben der Griechen und Römer fand die zweite Existenz der Seele nicht in einer der jetzigen fremden Welt statt; die Seele blieb vielmehr ganz nahe bei dem Menschen und setzte ihr Leben unter der Erde fort. Man hat sogar sehr lange geglaubt, sie bliebe während dieser zweiten Existenz mit dem Körper verbunden. Wie sie mit ihm geboren sei, so trenne sie auch der Tod nicht von ihm, sie schlösse sich mit ihm in das Grab ein.

„Wie alt auch diese Anschauungen sein mögen, so sind uns doch authentische Zeugen davon in Gestalt der Begräbnisritualien verblieben, welche jene ursprünglichen Glaubensansichten weit überlebt haben, aber sicherlich mit ihnen zugleich entstanden sind, und sie uns verstehen lehren.

„Die Begräbnisritualien zeigen deutlich, daß man, wenn man eine Leiche in das Grab legte, zu gleicher Zeit etwas Lebendiges mit ihr zu bestatten glaubte. Virgil, der die religiösen Zeremonieen stets mit der größten Genauigkeit und Treue beschreibt, beendet die Schilderung von dem Begräbnis des Polydorus mit den Worten: ‚Wir schließen die Seele in das Grab ein.‘ Derselbe Ausdruck findet sich bei Ovid und bei Plinius dem Jüngeren, nicht weil er den Ideeen entsprochen hätte, die jene Schriftsteller sich von der Seele machten, sondern vielmehr, weil er seit undenklichen Zeiten in den Sprachgebrauch übergegangen war, und so von uralten, allgemeinen Glaubensanschauungen zeugte.

„Es war gebräuchlich, am Schlusse einer Begräbniszeremonie die Seele des Toten dreimal bei dem Namen zu rufen, den er auf Erden geführt hatte. Man wünschte ihr ein glückliches Leben unter der Erde. Dreimal rief man ihr nach: ‚Möge es dir wohlgehen!‘ Man fügte hinzu: ‚Möge dir die Erde leicht sein!‘ So gewiß glaubte man, daß das Wesen unter der Erde fortfahren würde, zu leben, und das Gefühl von Wohlsein und Leiden zu empfinden! Man schrieb auf das Grab, daß der Mensch dort ruhe: ein Ausdruck, der diesen Glauben überlebt hat und von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf uns gekommen ist. Wir gebrauchen ihn noch jetzt, wenngleich heute niemand mehr denkt, daß ein unsterbliches Wesen im Grabe ruhe. Im Altertum jedoch glaubte man so fest, der Mensch lebe dort, daß man nie versäumte, Gegenstände, von denen man vermutete, daß er sie nötig habe: Kleider, Gefäße, Waffen — mit ihm zu begraben. Man goß Wein auf sein Grab, um seinen Durst zu löschen; man stellte Lebensmittel darauf hin, um seinen Hunger zu stillen. Man brachte Pferde und Sklaven um, in der Idee, daß diese mit dem Toten in das Grab eingeschlossenen Wesen ihn dort bedienen würden, wie sie es bei seinen Lebzeiten gethan haben. Nach der Einnahme von Troja kehren die Griechen in ihre Heimat zurück, und jeder von ihnen führt eine schöne Gefangene mit sich; Achilles aber, der unter der Erde ist, fordert ebenfalls die seine, und man giebt ihm Polyxena. . . .“ (Fustel de Coulanges, La Cité antique, 8e édit., Paris 1880.)

Als Beleg für seine Ansichten citiert der gelehrte Autor Stellen aus Cicero, Virgil, Plinius, Euripides, Homer u. s. w. Die Lektüre seines Buches ist höchst fesselnd und interessant.

Wahr ist es freilich, daß nach dem Ausspruch de Rémusats („Revue des Deux-Mondes“, 15. Juli 1865) die Übereinstimmung der Weisen kein „unfehlbares Zeichen von Unfehlbarkeit“ ist, aber sie begründet zum wenigsten eine starke Vermutung.

VIII.

Das ewige Leben, eine Forderung des Herzens.

„Was die geheime Sehnsucht des Herzens betrifft, so ist sie dem Glauben ähnlich. Sie bildet ein vielleicht noch mächtigeres Bestimmungsmotiv als ein logisches Argument; aber um ihr einen absoluten Wert zuzuschreiben, müßte man bewiesen haben, daß der Mensch unfähig ist, sich durch sein Herz täuschen zu lassen, und daß die Welt geschaffen wurde, um ihm zu gefallen.“

So spricht sich de Rémusat („Revue des Deux-Mondes“, 15. Juli 1865) aus. Wir vermögen den aus diesen Zeilen redenden Skepticismus nicht zu teilen. Ohne Zweifel ist der Mensch fähig, sich durch sein Herz täuschen zu lassen, aber wenn man nicht annimmt, daß er nur von Täuschungen lebt — und wer würde so weit zu gehen wagen? —, wie kann man dann die Berechtigung der Stimme des Herzens verkennen, die aus der Tiefe unserer Seele emporsteigt?

Paul Janet kommt der Wahrheit näher, wenn er schreibt: „Die dringlichen Regungen des Bedauerns, des Verlangens, der Hoffnung und der Liebe bilden schwache Garantieen für Lehrsätze, so werden kritische Geister sagen; wir sagen: sie bilden

glückliche Ergänzungen eines schwankenden Verstandes, eines ohnmächtigen Denkens, das schon durch die Dunkelheiten des Problems unaufhörlich entmutigt werden würde, wenn nicht die Leiden und die unvermeidlichen Krisen der menschlichen Existenz ihm die Notwendigkeit, ja fast die Pflicht auferlegten, es zu ergründen!" („Revue des Deux-Mondes", Mai 1863, p. 436.)

Figuier, stärker durchdrungen von der Wichtigkeit der aus den unleugbaren Bedürfnissen des Herzens zu ziehenden Schlußfolgerung, macht dieselbe in folgenden bewegten Worten geltend: „Wir verlieren Freunde, Eltern, Brüder, Söhne. Und diese so herzzerreißende Trennung sollte eine endgültige sein? Nichts sollte von diesen Wesen übrig bleiben, die unsere Herzen mit tiefinnerster Bewegung schlagen machten? Du hast eine Mutter, die reine und heilige Freude deiner dankerfüllten Seele, und wenn der Tod sie dir entreißt, solltest du dir sagen müssen, daß du sie niemals wiedersehen würdest und daß du selbst an dem Tage, wo der unerbittliche Tod auch dich zum Gehorsam gegen das allgemeine Naturgesetz zwingt, nicht auf ein Wiedersehen mit ihr hoffen dürftest? Du solltest wie deine Mutter, wie dein Sohn zu ewigem Schlafe verurteilt sein, und dein ganzer Trost sollte in dem Gedanken bestehen, daß ihr alle, ohne Unterschied, in den nämlichen Abgrund der Zerstörung und des Nichts fallen würdet?"

Wahrlich, man müßte niemals geliebt, niemals ein tief geliebtes Wesen verloren haben, um nicht zu verstehen, daß das Herz unter den beweisführenden Stimmen zugunsten des zukünftigen Lebens auch sein Wort mitzusprechen hat.

IX.

Das ewige Leben, ein Ersatz für die Ungerechtigkeit auf Erden.

Das ewige Leben erhellt aus der Menge der Ungerechtigkeiten, mit denen unser Lebensweg besäet ist.

„Das ewige Leben", heißt es bei Caro („L'Idée de Dieu et ses nouveaux critiques", Paris 1864, p. 455), „ist der Schlußpunkt der moralischen Ordnung; es ist möglich, denn es giebt einen Gott; es ist nötig, denn der Mensch strebt und leidet.... Man sagt uns: Aber auch die Tiere leiden. — Zweifelsohne; doch welch ein Unterschied gegenüber dem menschlichen, durch den Verstand in seinem ganzen Schrecken erfaßten, durch die Erinnerung verewigten, durch unfehlbare Anzeichen vorhergesehenen, durch den Willen als ein Gesetz der göttlichen Ordnung angenommenen Leiden! Erscheint es doch, als ob alle menschlichen Fähigkeiten sich vereinigten, um dem Leiden drei neue Stempel aufzudrücken: den der Intensität, den der Dauer, den der Sittlichkeit. Diesem wesentlichen Unterschiede wird keine Rechnung getragen, wenn von dem Leiden der Tiere die Rede ist.... Sage niemand dem jungen Mädchen, das in dem vergessenen Winkel einer armseligen Hütte der undankbaren Aufgabe erliegt, welcher sie jede Minute ihres freudlosen Daseins geopfert hat, sage niemand weder ihr noch dem armen Siechen auf seinem Schmerzenslager, wohin das Elend ihn gestreckt und wo seine Seele sich von der Hoffnung auf einige göttliche Worte nährt, — daß das zukünftige Leben ein Traum sei. Auch sage das niemand dem Gerechten, den der

Zufall verraten oder die Gewalt bezwungen hat, und der sein gutes Recht den ermatteten Händen entwunden sieht. Alle diese Schmerzen, dies Elend, diese Unwissenheit, diese, durch ein Leben, das erkältender wirkt als der Tod, erstarrten Herzen, dieser enttäuschte Lebensmut, diese gerechten und dennoch unterlegenen Sachen, alles dies dringt wie ein herzzerreißender, gewaltiger Schrei der Menschheit zu einer geheimnisvollen Welt empor. Laßt die in dem großen Kampf der Menschheit Besiegten, die durch das Leben Verwundeten nicht zwiefachen Tod erleiden, indem ihr ihnen diesen Rettungsanker entzieht...." —

Hier mögen ferner einige schöne Aussprüche Figuiers Platz finden:

„Nehmen wir einen Menschen, dessen ganzes Leben eine Reihe von Verbrechen gewesen, der Recht und Gerechtigkeit mit Füßen getreten, den Schwachen niedergeworfen, den Unschuldigen bedrängt hat; dessen ganze Existenz ein fortgesetztes Sündigen an der Menschheit war. Trotz seiner Verbrechen und seiner Flecken hat er sich die Achtung seiner Nebenmenschen zu bewahren gewußt, die zu täuschen ihm leicht gelang. Und diesem großen Sünder sollte nach seinem Tode dieselbe Bestimmung zuteil werden, wie seinen unglücklichen Opfern, und er sollte nur den Fuß in das Grab zu setzen brauchen, um aller Strafe enthoben zu sein?

„Nehmen wir im Gegensatz hierzu einen Menschen, der seine ganze Existenz einer im Verborgenen vollbrachten Pflicht geopfert hat. Er hat dem Dienste seines Vaterlandes oder dem der Menschheit seine Kraft und sein Blut geweiht. Als Belohnung für ein Leben der Arbeit oder der Hingebung hat er nur Elend, Gleichgültigkeit oder gar Verachtung geerntet. Er hat sich stets in bescheidenen, engen Verhältnissen befunden und nichts Besseres gekannt, als hinter dem Pfluge herzugehen. Und für diesen redlichen Menschen sollte alles vorbei sein, wenn er Gott seine reine, heilige Seele zurückgegeben hat? Der Tod sollte ebenso bitter für ihn sein, wie sein Dasein es war, und er sollte nach diesem Leben kein anderes Schicksal beanspruchen können, wie jene großen Verbrecher, welche der Schrecken und das Entsetzen der Menschheit waren?...

„Wenn dem so wäre, würde die moralische Ordnung, die Harmonie, die wir zwischen Verdienst und Belohnung, zwischen Verbrechen und Strafe annehmen, total zerstört sein. Während wir in der Natur Gleichmaß und Regelmäßigkeit beobachten, so würde, was den Menschen betrifft, eine allgemeine Verwirrung, ein wahres Durcheinander herrschen."

Zum Schluß möge ein sehr bezeichnender Beleg folgen, den wir dem Werke eines höchst originalen Gelehrten, Ad. Hirn („La Musique et l'acoustique", Paris 1878, p. 65) entnehmen:

„Man hat oft und mit Recht behauptet, daß einer der überzeugendsten Beweise für die Unsterblichkeit der Seele und für ein zukünftiges Leben in dem unüberwindlichen Bedürfnis nach Gerechtigkeit zu finden sei, welches der aufrichtige Mensch beim Anblick all der ungeheueren Verdorbenheit, all der in seiner Umgebung begangenen Verbrechen, all der ihm nahetretenden unverdienten Leiden empfindet. Keine Schwingung der Gehirnmasse wird jemals den Durst nach dem Guten erklären können, der hier auf Erden so selten und so

ungenügend befriedigt wird; keine positive Philosophie wird sich seinen Konsequenzen entziehen können. Die bloße Kenntnis des moralisch Guten begreift die Existenz der Seele in sich, und der unauslöschliche Durst nach Gerechtigkeit, den diese Seele empfindet, begreift die Notwendigkeit einer andern Existenzform für sie in sich."

X.
Das ewige Leben, bewiesen aus der Erfahrung.

— „Dies Verlangen, zu leben, das mit dem zunehmenden Gehorsam gegen den göttlichen Willen wächst, ist für mich der unwiderlegliche Beweis dafür, daß die Seele für die Unsterblichkeit geschaffen wurde", sagt der berühmte Unitarianer Channing.

XI.
Sainte-Beuve über die Bibel.

Es giebt nichts Interessanteres — so scheint es uns —, als über die Bibel, über die Schönheiten, welche das Buch der Bücher auszeichnen, über die Wahrhaftigkeit seiner Erzählungen, über Jesus Christus reden zu hören, und dies nicht etwa von einem seiner zahlreichen Apologetiker, sondern von ... Sainte=Beuve („Nouveaux Lundis", 1865, p. 246):

„Mit jenem Tage, an welchem in einer von Jerusalem entfernten Provinz Judäas, auf einem grünenden Hügel nicht weit vom Galiläischen Meer, inmitten eines Volkshaufens von Armen, von Fischern, Frauen und Kindern, der Nazarener, ein einfacher Privatmann von ungefähr dreißig Jahren — ohne sichtbare Autorität und keineswegs ein Nationalführer —, der nur aus sich selbst das Gefühl der göttlichen Mission schöpfte, zu deren inspiriertem Organ er sich machte, wie ein Sohn inspiriert wird durch seinen Vater, auf eine Weise zu reden anhub, die gleichzeitig voll von Milde und Kraft, von Sanftmut und Kühnheit, von Einfalt und Unerschrockenheit war, begann ein neues moralisches Zeitalter....

„Hatte man je zuvor solche Laute in der Welt vernommen? je zuvor eine solche Liebe zu den Armen und Entbehrenden, einen solchen Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, ein solches Begehren, um ihretwillen zu leiden und von den Menschen geschmäht zu werden, solch ein unverzagtes Vertrauen auf die himmlische Belohnung, solch ein Vergeben von Beleidigungen — und nicht ein bloßes Vergeben, sondern eine innige Liebe für die, welche uns Böses angethan haben und uns beleidigen und verfolgen —, eine solche Form der Bitte und des innigen Gebetes zum Vater im Himmel gesehen? Gab es vordem irgendetwas, was diesem gleichgekommen, irgendetwas in den Lehren und Vorschriften der Weisen, was ebenso aufrichtend und tröstend gewesen wäre? War dies nicht in Wahrheit eine Offenbarung im Schoße der menschlichen Moral, und — wenn man hinzufügt, was sich nicht davon trennen läßt, nämlich das Gesamtbild dieses im Wohlthun vollbrachten Lebens und dieses durch den Märtyrertod gekrönten, nahezu drei Jahre

umfassenden Predigens —, sollte man denn nicht mit Recht sagen können, daß es ‚ein neues Ideal einer durch und durch heroischen Seele‘ gewesen sei, welches unter diese ersten, noch halb jüdischen, halb galiläischen Form allen kommenden Geschlechtern dargeboten wurde?“

Und weiter S. 255:

„Die geistige Glorie des unvergleichlichen Meisters tritt durch die Schwäche und Mittelmäßigkeit derer (mit Ausnahme des Johannes), die Ihn umgaben, noch stärker hervor. Es ist klar, daß sie nicht imstande waren, dieser moralischen Schönheit, die ganz von innen heraus geboren war, aus eigener Macht auch nur einen Strahl hinzuzufügen.“

Ein solches Zeugnis wiegt fürwahr die längsten, gründlichsten Apologieen auf. Es läßt zwar viele wesentliche Punkte dunkel, besitzt jedoch anderseits einen ursprünglichen Duft, der mich wenigstens ganz besonders anzieht.

XII.

Die Präexistenz.

Wir können uns nicht zu dem Glauben an eine Präexistenz bekennen.

Wer möchte leugnen, daß es inbezug auf Intelligenz und Moralität eine angeborene Verschiedenheit der Seelen giebt? Warum aber sollte Gott nicht der Urheber derselben sein? Von einem jeglichen wird gefordert werden, je nachdem er empfangen hat; die Hauptsache ist, daß wir treu erfunden

werden, wie es uns das unsterbliche Gleichnis von den vertrauten Pfunden lehrt. „Die Reihenfolge der Inkarnationen ist eine bloße Hypothese“, sagt de Rémusat („Revue des Deux-Mondes“, Juli 1865). Wir sind, was die dem Erdenleben vorhergehenden Inkarnationen betrifft, ganz derselben Ansicht, und zwar deshalb, weil wir keinerlei Erinnerung daran besitzen und weil sie, da die Erinnerung daran uns fehlt, durchaus keinen Sinn hätten.

XIII.

Die bedingte Unsterblichkeit.

Wenn nichts sich dem entgegenstellt, daß der Gang der physischen Erscheinungen, in Harmonie mit den physiologischen Gesetzen der verborgenen und der zukünftigen Welt, mit raschen Schritten, vielleicht schon mit dem Ende unseres jetzigen Lebens, der Vernichtung einer Persönlichkeit zueilt, deren Kräfte nach und nach erstorben sind oder irgendeinen unersetzlichen Verlust erlitten haben, während die Gesetze einer normalen Entwickelung, wenn nichts deren Lauf stört, die Versicherung der Fortdauer oder der Reproduktion eines und desselben persönlichen Wesens, zu gegebener Zeit und unter uns unbekannten materiellen Bedingungen, in sich tragen, — so verhindert auch nichts die Annahme, daß für alle Menschen Wiederholungen des Lebens vorgesehen sind, und dies unter uns unbekannten Formen, in neuen Verhältnissen, die für keinen die Möglichkeit neuer Prüfungen auszuschließen brauchen.

Es läßt sich sogar leicht begreifen, daß diese letzteren erst nach einer langen Reihenfolge von Veränderungen oder gar niemals endgültig entscheidend werden könnten...." („La Critique philosophique", par Ch. Renouvier, 1878, Nr. 40.)

Andere Philosophen, von nicht geringerer Bedeutung wie Renouvier, neigen zu dem Glauben an die Möglichkeit der Vernichtung oder halten diese Anschauung entschieden aufrecht. So meint Charles Lambert in seinem schönen und bedeutenden Werke: „Le Système du monde moral" (Paris 1862, 457 pp., 8°), daß das Geschenk des Lebens, je nach dem Gebrauch, welchen der Empfänger dieses Geschenkes davon zu machen versteht, temporär oder unbegrenzt sein muß (S. 383). Die von P. Janet („Revue des Deux-Mondes", Mai 1863) verfaßte Analyse dieser wertvollen Schrift ist von höchstem Interesse; ohne sich ganz entschieden auszusprechen, scheint der berühmte Kritiker mehr geneigt, Lamberts Schlüsse zu billigen als zu verwerfen.

Nach Lambert kommt die Unsterblichkeit nicht allen Menschen, sondern nur denen zu, die sie verdient und gewollt haben; die anderen werden, was sie können, und kehren in den allumfassenden Schoß der Natur zurück. Sie, die, von einem egoistischen und tierischen Leben umfangen, alle ihre Leidenschaften und Begierden auf ihren eigenen Körper konzentriert haben, verurteilen sich zu völliger Vernichtung. Da sie das Ewige und Unendliche nicht geliebt haben, so werden sie auch nicht zu dem Genuß dieser höheren Güter berufen. Gleichwie die Bestimmung der animalischen Welt eine gezwungene ist, so ist die Bestimmung des Menschen zur Unsterblichkeit eine freie, von unserm Willen abhängige.

Janet findet, daß diese bei Spinoza, bei Maimonides, vielleicht sogar bei Sokrates sich vorfindende Ansicht ihre sehr wahrscheinlichen Seiten hat. Er sagt: „Fürwahr, beim Anblick gewisser Menschen, die sich einzig und allein mit ihrem Wohlsein, mit ihren Interessen beschäftigen, die nur von dem Gedanken erfüllt sind, aus den sie umgebenden Dingen Genuß zu ziehen, die zwar nicht böse, aber durch und durch egoistisch sind, die niemandem Schlechtes, aber auch niemandem Gutes anthun, die keines erhabenen Gedankens, keines edeln Gefühls fähig, aber zugleich auch unfähig sind, zu schaden, weil hierzu noch eine gewisse Energie erforderlich ist, — beim Anblick solcher Menschen fragt man sich, mit welchem Recht diese untergeordneten Kreaturen die Unsterblichkeit verdienen. Ich sage nicht wie jener geistreiche Schriftsteller: ‚Mit welchem Recht sollte ein Papua unsterblich sein?' Denn das Recht der Unsterblichkeit gebührt schließlich selbst unter den Papuas einer treuen und edeln Seele, die opferwillig für andere und streng gegen sich selbst ist, die der Ehre, oder, wenn wir wollen, den Vorurteilen dieser noch in ihrer Kindheit befindlichen Völkerschaften die natürlichen Triebe und Instinkte opfert; aber wenn ich so viele zivilisierte Wesen betrachte, die nur dem Gewinn leben, die von früh bis spät nur über Mittel zu neuem Gewinn nachsinnen, die in den vom Gesetz erlaubten Grenzen ausschließlich an sich selbst denken, — so sage ich: Mit welchem Recht sind solche Menschen unsterblich? Was haben sie gethan, um einer so hohen Bestimmung würdig zu sein? Was haben diejenigen mit dem Himmel zu thun, welche ihm weder einen Seufzer ihrer Seele, noch eine Stunde ihrer Zeit geweiht haben? Und ebenso wenig verdienen sie die Hölle, denn letztere

scheint nur für diejenigen bestimmt zu sein, welche den Willen gehabt haben, das Böse zu thun, und nicht für die, denen die Kraft zum Guten gebrach."

Und weiter: „Ich könnte verstehen, daß den Verbrechern das Nichts vorbehalten wäre, und daß der Gleichgültigen, der Lauen, derer, die weder gut noch schlecht sind, eine Art neuer Prüfungszeit, wenn man will, ein Fegefeuer wartete, welches das Gute in ihnen zur Entwickelung und Entfaltung gelangen ließe ...; aber es erscheint mir weder mit der Gerechtigkeit noch mit der Vernunft vereinbar, daß der Ohnmacht zum Guten und dem positiven Willen zum Bösen ein und dieselbe Bestimmung zuteil werden sollte."

Janets Zugeständnisse genügen uns vollkommen. Uns genügt die Annahme, daß eine Seele, sei es hier oder im Jenseits, dem Nichts verfallen kann. Wenn es sich um dies oder jenes bestimmte Individuum handelt, so wollen wir nicht vergessen, daß es nicht unsere Sache ist, endgültig über das Los desselben zu entscheiden. Wir schließen uns folgenden Worten Janets gerne an: „Wer sagt euch, daß in dieser Seele, die wir für durch und durch befleckt und niedrig halten, nicht unter uns unbekannten Umständen eine moralische Krisis, ein Streben, ein Opfer, ein Appell an eine edle Hoffnung stattgefunden habe?... Weshalb sollten wir nicht annehmen, daß ein Angstschrei, der sich in einem feierlichen Augenblick einer sonst in den gewohnheitsmäßigen Verrichtungen einer mechanischen Existenz dahinlebenden Seele entrang, daß eine alleinstehende tugendhafte Handlung, eine vereinzelte Opferthat, von der niemand etwas erfahren hat, daß unbeugsame Rechtschaffenheit unter dem Schein der Rauheit, daß endlich die oder jene Spur

verborgener Tugend genügt, um das Aufgehen eines Keimes von Persönlichkeit zu bedingen, der sich unter besseren Umständen entwickeln würde?..." Auch wir glauben, daß der Funke wieder angefacht werden kann, so lange in einem solchen Individuum die Liebe zum Guten, Schönen und Wahren, zu allem, was das höhere Leben des Menschen ausmacht, noch nicht erloschen ist; aber einmal erloschen, bleibt er tot.

Der Hauptsache nach kann man, um die unbedingte Unsterblichkeit zu bestreiten, ausgehen:

1. Von dem metaphysischen Gesichtspunkt. Die einmal geschaffene Seele, heißt es, ist unzerstörbar. — Und warum? Warum sollte, im Gegenteil, eine persönlich gewordene Seele nicht aufs neue unpersönlich werden können?

2. Von dem theologischen Gesichtspunkt. Ein Gott der Liebe heißt es, würde es nicht über sich gewinnen, sein Werk zu zerstören. — Aber besteht Gottes Werk nicht gerade in der Erschaffung von Seelen, *die der Unsterblichkeit fähig sind*? So, daß ein menschliches Wesen, wenn es sich weigert, in Gottes Absichten einzugehen, frei geschaffen, wie es ist, selbst und allein seine eigene Zerstörung bewirkt, d. h. zur Unpersönlichkeit zurückkehrt.

3. Von dem moralischen Gesichtspunkt. Die Lehre, heißt es, die ihr verteidigt, ist eine gefährliche. Laßt uns nach Herzenslust sündigen, so werden die Menschen sagen. Das Schlimmste, was uns treffen kann, ist das Aufhören unserer Existenz.... — Ist das nichts??? Und ist es ferner *moralischer*, entweder die *notwendige* Rückkehr unter die Leitung Gottes (und was würde dann aus der Freiheit, dieser Hauptbedingung der persönlichen Seele?), oder, als

Entgelt für einige auf Erden verlebte Augenblicke, einen Zustand ewiger Qual anzunehmen?

4. Von dem biblischen Gesichtspunkt. Ist es denn nicht augenscheinlich, daß, wenn auch einige Bibelstellen Beweisgründe gegen die bedingte Unsterblichkeit anzuführen scheinen, so doch andere, und gleichfalls sehr zahlreiche, sie so bestimmt wie nur möglich lehren? Was bedeutet z. B. das Wort: „Wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit" anders, als daß diejenigen, welche sich weigern, den Willen Gottes zu thun, nicht in Ewigkeit bleiben werden? Was heißt „einer Seele vom Tode helfen" (Jak. 5, 20)? Was versteht Jesus unter diesen Worten: „So jemand mein Wort bewahrt, so wird er den Tod nicht sehen ewiglich" (Ev. Joh. 8, 51)? Es würde keine Schwierigkeiten bieten, außer den oben (S. 135 und 136) erwähnten, eine Menge ähnlicher Stellen zu citieren. Eine große Anzahl solcher Stellen findet sich in dem kleinen Buch von Pétavel=Olliff: „La fin du mal" (Paris, Fischbacher, 1872). Man lese unter andern: Matth. 10, 28; 13, 12; 16, 26; 25, 29. Joh. 6, 49 u. 50. Röm. 8, 1—13. 2 Kor. 7, 10. Jak. 1, 15. 1 Joh. 2, 17; 3, 14; 5, 16.

Übrigens hat der Glaube an die bedingte Unsterblichkeit im Lauf der Jahrhunderte zahlreiche Verteidiger, sowohl unter Geistlichen als unter Laien gefunden. Außer den oben erwähnten Schriftstellern nennen wir noch unter den Alten: Hermas, Ignatius, Justin den Märtyrer, Irenäus, Theophilus von Antiochien, Arnobius; unter unseren Zeitgenossen: Nitzsch, Weiße, Hermann Schulz, Richard Rothe, Pétavel=Olliff, Edward White, Charles Byse [51]), und ... Viktor Hugo! — Wir entnehmen der

„Dogmatik" [52]) Richard Rothes, des größten Theologen unserer Zeit, dessen Angedenken uns stets unendlich teuer bleiben wird, folgende wichtige Fragmente: „... Die auch bis dahin unempfänglich für die Erlösung Gebliebenen aber — da es jetzt für sie keine göttliche Geduld mehr giebt, die einen Sinn hätte — werden als Unrettbare ausgestoßen aus der vollendeten irdischen Schöpfung, in der eben als vollendeter es für sie keinen Ort mehr giebt. Ausgeschieden aus dem kosmischen Organismus, und somit auch aus dem Bereich der Wirksamkeit der welterhaltenden Potenzen und Bedingungen, können sie, da sie es nicht zu einem wirklich geistigen und damit auch in sich selbst unvergänglichen Sein gebracht haben, nur, sich allmählich in sich selbst aufzehrend, ihrer endlichen völligen Wiedervernichtung entgegengehen. Das ist der zweite Tod." (S. 108.) — „Es kommt hierbei ganz besonders der Umstand in Betracht, daß die meisten Ausdrücke, mit denen Paulus die letzte Verdammnis bezeichnet, die Bedeutung des Vergehens, des Untergehens, des Vernichtetwerdens haben" (S. 143). — „Liegt uns so bei Johannes ein scheinbarer Widerspruch zugrunde, so gleicht sich derselbe auch bei ihm einfach aus durch die vermittelnde Vorstellung, daß das Los der Verdammten letztlich die völlige Aufhebung ihres Seins, ihre Vernichtung sein wird" (S. 146). — Und insbesondere S. 158: „Wenn wir so auf der einen Seite die Ewigkeit der Strafen der Verdammten und auf der andern Seite die Möglichkeit ihrer Besserung unbedingt leugnen müssen: so bleibt nur ein Ausweg übrig, die Annahme, daß die Höllenstrafen zwar für den Verdammten enden werden, aber mit der Vernichtung desselben. Diese Vorstellung ist sehr alt in der christlichen Kirche.

Schon Hermas, Justin der Märtyrer, Arnobius und unter den Neueren mehrere Socinianer, namentlich Ernst Sohner, nehmen an, Gott werde die Verdammten, wenn ihre Unseligkeit ihre gemessene Zeit gedauert haben werde, durch seine Allmacht vernichten; andere aber, wie Locke, Whiston, Bourne, Walter („Prüfung einiger wichtiger Lehren theologischen und philosophischen Inhalts', Berlin 1782) u. a. meinten, die Verdammten würden durch die Gewalt der Strafen allmählich verzehrt und endlich völlig vernichtet werden. Diese Ansicht allein scheint wirklich alle in Beziehung auf diesen Lehrpunkt obwaltenden Interessen zu befriedigen, und selbst vonseiten der jetzt vorherrschenden philosophischen Überzeugung scheint ihr, da diese die frühere Annahme, daß der menschlichen Seele, als einer schlechthinigen Substanz, schon als solcher Unvergänglichkeit eigne, aufgegeben hat, nichts im Wege zu stehen" u. s. w. — Und Viktor Hugo sagt: „Ich kann mir kaum vorstellen, daß alle die menschlichen Raupen sich in Schmetterlinge verwandeln; ich kann kaum glauben, daß alle Menschen, bloß weil sie Menschen sind und gelebt haben, unsterblich sein sollen. Sollte diese zweite Geburt, diese Auferstehung, welche die Menschheit erhofft, nicht vielmehr die Errungenschaft oder die Belohnung einzelner sein, als der natürliche Zustand aller? Und warum sollten so viele, die zu träge waren, um ihr Gehäuse zu spinnen, gerettet werden? Ist es nicht vernunftgemäß und gerecht, daß solche Raupen — ich verstehe hierunter solche Menschen, die ihre Seele nicht in irgendeinem nützlichen, ehrenhaften Werk niedergelegt, die sich weder ein Andenken gesichert noch ein fruchtbringendes Beispiel hinterlassen, und die nur den Begierden ihres Leibes gelebt haben — gänzlich sterben und in

die Erde zurückkehren, auf der sie einen Augenblick umhergekrochen waren? . . ." („Causeries guernésiennes", par P. Stapfer.)

XIV.

Der Glaube an das ewige Leben mit Beziehung auf den Wahnsinn u. s. w.

Umsonst glaubt man in der durch Blödsinn, Alter, Wahnsinn u. s. w. erzeugten Verfinsterung der Seele den Beweis für ihr Nichtbestehen, und mithin auch für die Unvernunft des Glaubens an ein ewiges Leben, finden zu können. Diese Erscheinungen beweisen nur das eine, daß die Seele hienieden auf das innigste mit dem Körper verbunden und daß sie infolge dieser Abhängigkeit einer mehr oder minder großen Beschränkung ihrer Freiheit, zu handeln, unterworfen ist, einer Beschränkung, die übrigens in geringerem Grade auch im normalsten Zustand sich findet; die Seele ist hier auf Erden niemals unumschränkt frei.

Was ist z. B. Wahnsinn anders, als ein sich plötzlich im Gehirn entfesselnder Sturm? Der ganz der Leidenschaft hingegebene Geist, so heißt es mit Recht, verhält sich taub gegenüber dem Protest von Vernunftgründen; aber diese verschwinden darum nicht: die Vernunft ist nicht zerstört, sie ist nur im Aufruhr der Leidenschaften untergegangen und bleibt immer bereit, ihre natürliche Herrschaft wieder anzutreten, wenn dieser sich legt. Die den Wahnsinn herbeiführenden Ursachen sind mannig=

fach: aber es kommt wenig darauf an, ob ihm erblicher Einfluß, Unmäßigkeit, unglückliche Liebe oder getäuschter Ehrgeiz zugrunde liegt, ob die Melancholie, die Lypemanie durch Erregung der vasomotorischen Nerven, oder ob der Größenwahn durch Blutkongestionen verursacht wird; die Freiheit der Seele ist in allen diesen Fällen eine verringerte, aber das ist auch alles: die Seele bleibt fortbestehen.

Die Beweisführung der Materialisten ist bekannt. Wenn man, so sagen sie, zufällig oder absichtlich einen Teil des menschlichen oder tierischen Gehirns entfernt, verschwinden gewisse Fähigkeiten: folglich muß, wenn das ganze Gehirn durch den Tod aufgelöst und zerstört worden ist, die Seele verschwinden oder zunichte werden. — Hierauf erteilt Figuier folgende vortreffliche Antwort: „Es ist ein beträchtlicher Unterschied, ob man das Verschwinden einer Fähigkeit der Seele konstatiert oder ob man die Seele selbst für vernichtet hält. Der Verstand kann verdunkelt sein, er kann zeitweilig verschwinden, ohne deshalb zerstört zu sein. Zweifellos sind die Fähigkeiten des Verstandes, der Einbildungskraft, der Aufmerksamkeit, im Zustande des Wahnsinns unterdrückt, aber sie sind nicht vernichtet; das beweist ihr vollständiges Wiedererscheinen nach der Genesung des Kranken."

XV.

Der irdische Körper nach dem Tode.

Im Augenblick des Todes werden die rein materiellen Elemente, welche einen Teil des irdischen Menschen bilden, nach

dem Wortlaut der heiligen Schrift wieder zu Staub. „Dein Körper", sagt Figuier, „wird sich zersetzen, seine Elemente werden sich in den großen Aufbewahrungsorten der Natur, in der Luft, in der Erde und im Wasser verlieren." Der Körper, der nicht mehr durch das Lebensprinzip vor Zerstörung geschützt wird, verfällt der Macht der chemischen Kräfte. „Das Leben entnimmt", nach dem Ausspruch Laugels („Revue des Deux-Mondes", 1. September 1861), „seine Bestandteile der physischen Welt, ohne deren Grundeigentümlichkeiten zu verändern, und der Tod liefert sie unversehrt dem Abgrund der materiellen Substanz wieder aus, dem sie einen Augenblick entrissen worden waren, um sich in vergängliche Formen zu gestalten." Nichts kann augenscheinlicher sein als dies. Es ist gleichwohl gut, es auszusprechen. Die daraus herzuleitenden Schlußfolgerungen liegen auf der Hand.

XVI.

Der geistliche Leib.

Die Unsterblichkeit der Seele genügt nicht.

Wir können uns keinen reinen, organlosen, jeder Umhüllung baren Geist vorstellen.

Wir erinnern hier an das Wort des philosophischen Apostels Paulus (1 Kor. 15, 42—44): „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natür-

licher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib. Hat man einen natürlichen Leib, so hat man auch einen geistlichen Leib...." Vermöge der Idee eines geistlichen Leibes können wir es für wahr erkennen, daß Jesus Christus auferstanden, sowie daß er Paulus erschienen ist, ohne deshalb zu behaupten, daß wir alle die Schwierigkeiten aufzuheben vermöchten, welche die geheimnisvolle Thatsache darbietet.

Übrigens neigen wir dazu, mit J. H. Fichte („Anthropologie", 3. Auflage, Leipzig 1876) anzunehmen, daß, abgesehen von dem natürlichen Leibe, der Mensch sich schon hienieden im Vollbesitz des geistlichen Leibes befindet, den dieser Philosoph den inneren unsichtbaren Leib nennt. Hier seine eigenen Worte (S. 285): „Das im Stoffwechsel [des Leibes] Beharrliche ist der wahre, innere, unsichtbare, aber in aller sichtbaren Schönheit gegenwärtige Leib: das andere, die äußere Erscheinung desselben, aus unablässigem Stoffwechsel gebildet, möge fortan Körper heißen, der, wahrhaft nicht beharrlich und nicht eins, der bloße Effekt oder das Nachbild jener inneren Leiblichkeit ist, welche ihn in die wechselnde Stoffwelt hineinwirft, gleichwie etwa die magnetische Kraft aus den Teilen des Eisenfeilstaubes sich einen scheinbar dichten Körper bereitet, der aber nach allen Seiten zerstäubt, wenn die bildende Gewalt entzogen ist. ..." Schon vor Fichte nehmen Krause und sein Schüler Lindemann („Anthropologie", Zürich 1844) die Existenz eines ursachlichen Urleibes an; eines primitiven Leibes, der wirkenden Ursache des sichtbaren Leibes, welcher sein fühlbarer und handgreiflicher Ausdruck ist.

Unserer Ansicht nach besteht der Mensch nicht bloß aus

Körper und Seele, sondern aus dem natürlichen Leib, dem geistlichen Leib, der Seele und dem Geist.

Bekanntlich unterscheidet Paulus Geist, Seele und Leib in uns.

Nach E. Saisset („Revue des Deux-Mondes", 15. August 1862) befindet sich im Mittelpunkt des Seins das denkende, wollende, in Klarheit strahlende Leben; neben ihm, doch tiefer liegend, ein dunkles, untergeordnetes Leben, das animalische; am entgegengesetzten Ende, nicht nur über dem animalischen, sondern auch über allem, was in der Reflexion und im Willen vornehmlich menschlich ist, ein verborgenes, erhabenes Leben, das die Vernunft beseelt, den Willen beeinflußt und erhält, und selbst in die getrübtesten Seelen irgendein verworrenes Gefühl des Großen, Schönen und Heiligen senkt: eine engelhafte, beinahe göttliche Seite der menschlichen Seele.

Inbezug auf die Frage, welcher Art die Sinne sein werden, über die der überirdische Mensch einst zu verfügen haben wird, finden sich folgende, mindestens höchst merkwürdig zu nennende Stellen bei Figuier: „... Vorempfinden können wir die Vervollkommnung, welche unsere Sinne, d. h. Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl erfahren werden. Wir dürfen uns nach dem außerordentlich entwickelten Zustand, in welchem wir diesen oder jenen dieser Sinne bei den Tieren sehen, einen Begriff von ihrer Vervollkommnung machen. ... Wenn wir voraussetzen, daß die Sinne bei dem überirdischen Wesen den Grad außerordentlicher Thätigkeit erreicht hätten, den sie bei den Tieren und in gewissen Fällen auch beim Menschen erreichen können, so vermögen wir uns eine Vorstellung von der Macht und Tragweite eines solchen fühlenden Instrumentes zu machen.

Wir können uns ferner eine Vorstellung von der Vollkommenheit machen, welche die Sinne bei dem auferstandenen Menschen erlangen können, indem wir die Zunahme an Kraft betrachten, die einer unserer Sinne durch die Einwirkung von Wissenschaft und Kunst empfangen kann.... Wenn wir voraussetzen, daß das Gesicht die vereinte Kraft unserer Teleskope und Mikroskope besäße, d. h. daß es außer den Gegenständen in gewöhnlicher Entfernung auch die mikroskopischen Gegenstände und zugleich die dem bloßen Auge unsichtbaren himmlischen Körper zu erkennen vermöchte, so können wir ermessen, was bei dem überirdischen Wesen das Gesicht sein kann. Wir brauchen nicht zu sagen, in welch außerordentlichem Maße die Gesamtheit unserer Kenntnisse zunehmen würde, wenn das Auge sich dieser ungeheuren Hilfsmittel bemächtigen, wenn es zugleich als Teleskop und Mikroskop zu funktionieren vermöchte. Die Wissenschaften würden Riesenschritte machen! Wie würde sich die Chemie entwickeln, wenn unsere Augen, in das Innere der Körper dringend, deren Moleküle entblößt sehen, über ihr relatives Volumen, über ihre Anordnung, über Form und Farbe ihrer Atome urteilen könnten! Ein einziger Blick würde uns alsdann die innerste Natur der chemischen Verbindungen offenbaren, die selbst der Genius eines Lavoisier nicht zu durchdringen vermochte. Auch die Physik hätte dann keine Geheimnisse mehr für uns, denn wir würden das, was wir durch mühsames Nachdenken und stets schwierige, ungewisse Experimente suchen, in einfachem Anschauen erkennen. ... Wir glauben im allgemeinen nicht irre zu gehen, wenn wir die Vorgänge, welche in der unsichtbaren Welt stattfinden, die wir so kühn sind zu durchmessen, mit der Elektricität und dem Lichte vergleichen."

Es bleibt noch die Frage des Geschlechts zu erörtern. Hat das überirdische Wesen ein Geschlecht? „Nein, gewiß nicht", antwortet Figuier, „und in der christlichen Religion hat man inbezug auf die Engel ebenso geurteilt. Der christliche Engel trägt die Züge des Mannes oder der Frau, wie man will. Er hat das sanfte Antlitz eines Jünglings oder die rührende Rundung eines jungen Mädchens. Das Geschlecht ist aufgehoben, das Individuum ein Zwitterwesen (?). So muß es auch bei dem überirdischen Menschen sein. Die gegenseitige Zuneigung zwischen den glücklichen Bewohnern des Äthers erfordert keine Verschiedenheit des Geschlechts. Es ist beachtenswert, daß die Neigungen, wenn man vom Tiere zum Menschen aufsteigt, sich läutern. Dem Tiere ist das Gefühl der Freundschaft nur in geringem Grade bekannt. Die sinnliche Liebe herrscht bei ihm fast ungeteilt. Die Liebesgefühle, deren das Tier außer der Geschlechtsliebe fähig ist, beschränken sich auf die Mutterliebe, die lebhaft und aufrichtig, aber nicht von langer Dauer ist. Das Junge ist der Gegenstand der Liebkosungen und der aufmerksamen Sorgfalt seiner Mutter, so lange solche durch seine Schwäche erfordert wird; jedoch, wenn es nahezu ausgewachsen und imstande ist, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen, wird es von der Mutter verlassen und diese erkennt es sogar im späteren Verlauf des Lebens nicht wieder. Selbst die Mutterliebe ist also beim Tiere nur von sehr begrenzter Dauer. Bei ihm ist das einzige beständige Gefühl die Geschlechtsliebe. Die Liebesgefühle des Menschen hingegen sind zahlreich und häufig edel und rein. Wir lieben unsere Kinder und unsere Mutter, so lange ein Herz in unserer Brust schlägt. Wir lieben unsere Brüder und Schwestern, unsere Verwandten, mit

einem Gefühl, das nichts Sinnliches hat und das den Tiefen unserer Seele entströmt. Und wenn die Liebe auch mit sinnlichem Verlangen verbunden ist, so kann sie sich doch davon befreien; oft überlebt eine uneigennützige Freundschaft das Erlöschen der Sinne. Darin sind wir unendlich erhaben über das Tier. Gehen wir noch einen Schritt weiter bis zu dem überirdischen Wesen, welches sich als natürliches Kettenglied unserer Gattung anschließt, so werden wir das Gefühl der Zuneigung gänzlich unabhängig von der Verschiedenheit der Geschlechter finden. In den hohen, seligen Sphären, darinnen sie weilen, haben alle die überirdischen Wesen denselben organischen Typus. Man braucht nicht zwei entgegengesetzten Geschlechtern, zwei verschieden organisierten Gruppen anzugehören, um sich zu lieben: die Liebe ist das Resultat der ruhigen Zufriedenheit, der unaussprechlichen Seelengüte und der Sympathie, welche die gegenseitige Vollkommenheit erweckt. Und anderseits sind die ätherischen Gefilde, welche unser warten, der Vereinigungsort der Wesen, die sich auf Erden liebten. Dort wird der Sohn den Vater wiederfinden, der seiner Liebe entrückt worden, die Mutter die geliebte Tochter, die der Tod ihren Armen entriß; dort werden die Gatten sich wiedervereinigen, die Freunde sich wiedererkennen. Aber in der neuen Gestalt, die sie mit dem vervollkommneten Leib, der Wohnung ihrer wiedergeborenen Seele, angelegt haben, giebt es kein Geschlecht mehr: die Zuneigung ist ein veredeltes, ideales Gefühl von auserlesener Reinheit. Wie verblendet und eigennützig ist hienieden die Liebe! Wie eng und selbstsüchtig ist unsere Freundschaft! Wie hart muß sie kämpfen, um sich auszudehnen und zu erweitern, um das ganze Menschengeschlecht zu umfassen! Warum fällt es ihr so

schwer, sich zu dem erhabenen Schöpfer der Welten zu erheben? Warum lieben wir Gott nicht, wie wir unsere Verwandten lieben? In den höheren Sphären wird das alles anders sein. Unsere jetzt noch durch irdische Bande gehemmte Liebeskraft wird von jedem Sinnenreiz entblößt sein. Dieser wird nicht mehr das notwendige Geleit der Liebe bilden, die, von jedem sinnlichen Verlangen befreit, jeder unreinen Verbindung enthoben sein wird. Der in Herrlichkeit auferstandene Mensch wird die einstige Gattin lieben, wie er jetzt seine Söhne, seine Brüder und Freunde liebt. Die Sinne werden seine Zuneigung nicht mehr erniedrigen. Das Glück, welches dies geläuterte, in neue Quellen getauchte Gefühl gewährt, wird seine Seele ausfüllen und befriedigen. Er wird die ganze Natur mit einer Liebesmacht umfassen, die sich in den höchsten Sphären entwickeln und an den erhabenen Empfindungen begeistern wird, welche diese Liebe, diese weiteste Sympathie für die ganze Schöpfung, ihm zu geben vermag. Die wahre Liebe, d. h. die Liebe zum ganzen Weltall, wird die Herzen entzünden. Die Liebe Gottes wird alle die vielfachen Zuneigungen von der Höhe Seiner unendlichen Macht herab beherrschen, und der große Aufschwung der Liebesgesinnung für unseresgleichen wird in der höchsten Anbetung des Weltenschöpfers gipfeln.

Wie geschieht aber die Fortpflanzung, wie erhält, wie vermehrt sich die Art, wenn es bei dem überirdischen Wesen kein Geschlecht giebt? wird man fragen. Die Fortpflanzung ist bei ihm überflüssig, die Art bedarf der Erhaltung oder der Vermehrung nicht. Die Fortpflanzung und die Erhaltung der Art sind das Werk der Bewohner niederer Welten, d. h. der Erde und der Planeten. Sie sind ihr Los und die Verpflichtung,

welche ihnen die Natur auferlegt. Aber die Bewohner der höheren Welten, die beglückten Wesen, die im planetarischen Äther leben, bedürfen und kennen die Fortpflanzung nicht. Sie erhalten das Gefolge ihrer neuen Heerscharen von der Erde und den niederen Planeten. Die Erneuerung der Auserwählten geschieht durch die Ankömmlinge aus den niederen Welten. Hienieden ist die Vermehrung der Individuen, dort oben der Aufenthalt der Seligen, die es nicht nötig haben, ihre Art zu erhalten, da die Gesetze ihres Geschickes ganz andere sind als die des irdischen Menschen. Die Reproduktion ist das Los der niederen, die Dauer das Gepräge der höheren Welten."

XVII.

Die jenseitigen Tode.

Giebt es nur einen Tod oder aber eine Mehrheit von Existenzen der menschlichen Seele nach dem Tode?

Auf diese letzte Frage geben wir eine durchaus bejahende Antwort. Man versuche sich nur vorzustellen, daß ein menschliches Wesen nach einem Erdenleben von wenigen Jahren für immer bleibe, was es ist! für immer!!! Ist es nicht viel natürlicher, anzunehmen, daß es eine unbegrenzte Reihe von Phasen, von mehr oder weniger langen Perioden durchlaufen wird, deren Abschluß durch eine jedesmalige Veränderung seines Zustandes bezeichnet ist? Wir sind hier ganz der Ansicht Figuiers („Le lendemain de la mort"), dessen diesbezügliches

Werk neben manchen bizarren auch unendlich viele vernunftgemäße, erhebende und wohlthuende Gedanken enthält.

Wenn dieser anziehende Schriftsteller z. B. behauptet (S. 76), daß das überirdische Wesen in seinem zweiten Dasein keine Erinnerung an das erste besitze, wenn er die sonderbare Idee äußert, daß die Seele, ehe sie den menschlichen Körper zum Wohnsitz nimmt, durch verschiedene Tierkörper hindurchgegangen sei, d. h. daß sie zuerst irgendein Insekt, dann ein Reptil, einen Vogel, ein Säugetier beseelt habe, um endlich in den menschlichen Körper zu gelangen (Kap. XI), wenn er ferner ganz zuversichtlich als endgültigen Aufenthalt der Menschheit die Sonne bezeichnet, deren Strahlen nach ihm durch das beständige Ankommen der Seelen unterhalten wird (S. 177): — so glauben wir, daß diese bizarren Auffassungen, welche zum Teil eine Erneuerung der Ideeen des Altertums sind, mehr Widerspruch als Anhang finden werden. In welchem Augenblick würde denn, um nur dies eine zu erwähnen, die Seele irgendeines Tieres in irgendeinen menschlichen Körper eingehen? Ist es nicht bei weitem natürlicher, anzunehmen, daß die menschliche Seele zur Zeit der Erzeugung aus der Verschmelzung zweier menschlicher Seelen entsteht?

Wir sind jedoch ganz Figuiers Ansicht, wenn er den Gedanken äußert, daß nach dem ersten Tode der für die Entwickelung im Jenseits gereifte Mensch eine Reihe fortschreitender Gestaltungen erfahren wird. „... Die Fackel des Lebens erlischt in den Räumen dort oben wie auf der Erde. Wenn die Seele des überirdischen Wesens in einem lebendigen Körper wohnt, so muß dieser Körper sterben, und seine materiellen Elemente müssen in das allgemeine Reservoir der Materie

zurückkehren. Unserer Ansicht nach ist also das überirdische Wesen sterblich. Nach einem Zeitraum, dessen Dauer wir nicht zu bestimmen versuchen, stirbt es, und die Seele entsteigt ihm, wie der süße Duft einer zerbrochenen Schale entsteigt. ..." (S. 107). Und weiter: „... Wir glauben, daß die Kette der erhabenen Schöpfungen, die wir im Geist durch die Unendlichkeit der Himmel schweben sehen, und die aus einer ursprünglich menschlichen Seele hervorgehen, welche nach und nach immer mehr an Vollkommenheit und moralischer Kraft zugenommen hat, weder bei einer dritten noch bei einer vierten Inkarnation stehen bleiben kann. ... Wie Dupont de Nemours in seiner ‚Philosophie de l'Univers' sagt, sieht das himmlische Wesen bei jedem Aufsteigen in der Hierarchie der Natur die Flügel wachsen, die uns seine wunderbare Macht versinnbildlichen können. Seine Organe werden jedesmal zahlreicher, beweglicher, von größerer Tragweite. Es erwirbt neue, verfeinerte Sinne. Es gewinnt je mehr und mehr die Mittel, seine wohlthuende Macht nach jeder Richtung hin auszubreiten, das Vermögen der Liebe zu seinesgleichen und zu der ganzen Welt zu bethätigen und vor allem die Ratschlüsse Gottes zu erkennen und zu preisen. Eine immer tiefere Liebe und Zärtlichkeit durchglüht seine Seele, denn die Liebe und das Glück, welches sie in ihrer reinen Befriedigung erzeugt, sind ihm gewährt, um es über die Bangigkeit des Todes zu trösten, dem es noch immer unterworfen ist. So vermehrt sich das Glück der Auserwählten, so gebrauchen alle die Wesen, welche die unbegrenzten Gefilde der unsichtbaren Welt bewohnen, ihr Leben, um sich auf das folgende Leben vorzubereiten und sich durch den guten Gebrauch ihrer Freiheit, die Ausbildung ihrer Fähigkeiten, das Aufrechterhalten ihrer Sittlichkeit und durch ihr unaufhörliches Wohlthun in den neuen Räumen, die das Geschick ihnen erschließt, eine noch edlere, noch beseeltere, noch glücklichere Daseinsform zu sichern."

XVIII.

Von den Konsequenzen der Verneinung des zukünftigen Lebens.

„Es ist klar, daß wir, die einen wie die anderen, von dem Augenblick an, wo wir der Überzeugung sind, daß alles mit dieser Erde sein Ende nimmt und daß es nach diesem Leben nichts mehr giebt, nur an die Gewalt zu appellieren, nur überall Aufruhr und Anarchie hervorzurufen brauchen, um in dieser günstigen Verwirrung ein Mittel zur Befriedigung unserer niedrigen Begierden, unseres Ehrgeizes und unserer sinnlichen Leidenschaften zu finden. Die Zivilisation, die Gesellschaft und die Sitte sind wie eine Kette, welche der Glaube an die Unsterblichkeit zusammenhält; löst man dies Band, so fällt alles aus einander." So Figuier.

de Rémusat („Revue des Deux-Mondes", 15. Juli 1865) äußert sich ebenso zustimmend: „Es ist wenigstens ein sehr gewichtiges Vorurteil zugunsten einer Meinung, die der Moral zugute kommt."

An einem andern Orte schreibt Figuier, indem er den Einfluß betrachtet, welchen der Glaube an das zukünftige Leben

nicht allein auf die Nationen, sondern auch auf die Individuen ausübt, folgende ebenso wahre als beredte Zeilen: „Die Überzeugung von der persönlichen Unsterblichkeit ist die größte Wohlthat, welche dem Menschen erzeigt werden kann. Und nichts kann uns so in unseren Trübsalen erquicken, in den schmerzlichen Prüfungen des Lebens unsern Mut aufrecht erhalten, die tiefen Seelenschmerzen beim Verlust eines geliebten Wesens in stilles, sehnsuchtsvolles Warten wandeln, nichts kann die Enterbten dieser Erde so trösten, die schwankenden und gebeugten Herzen so erheben, wie die Gewißheit unserer Auferstehung."

Bibliographische Notiz.

Wenn man alle Bücher, welche die Frage von dem zukünftigen Leben behandeln, zusammenstellen wollte, so ließe sich leicht eine beträchtliche Bibliothek bilden.

Für diejenigen unserer Leser, welche die zahlreichen von uns berührten Fragen eingehender durchforschen möchten, folgt hier das kurz zusammengefaßte Verzeichnis einiger Werke, die sich mehr oder weniger auf unser Thema beziehen und die im Lauf der letzten dreißig bis vierzig Jahre erschienen sind.

Wir geben sie in alphabetischer Reihenfolge und bezeichnen die uns besonders lesenswert erscheinenden mit ☘.

Es ist selbstverständlich, daß dies Verzeichnis nicht vollständig sein kann — ein Band würde hierzu nicht hinreichen —; wir mußten notgedrungen eine Auswahl treffen.

In jedem philosophischen oder theologischen Leitfaden wird übrigens die uns beschäftigende Frage mehr oder weniger ausführlich entwickelt. So wird man manchen Artikel des „Dictionnaire des sciences philosophiques", publié par M. Franck, mit großem Nutzen lesen. Was die deutschen Werke anbelangt,

so empfehlen wir vor allem die zahlreichen Schriften des jüngeren Fichte, z. B. „Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer", 2. Aufl. 1855; „Zur Seelenfrage", 1859; „Anthropologie; die Lehre von der menschlichen Seele, neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege", 3. Aufl. 1876, und die 5. Auflage von Schuberts „Geschichte der Seele", 2 Bde. in 8°, 1878.

Abel, Jak. Friedr.: Ausführliche Darstellung des Grundes unseres Glaubens an die Unsterblichkeit. Frankfurt a. M. 1826.

Baguenault de Puchesse: L'Immortalité, la mort et la vie. Étude sur la destinée de l'homme. 3e édit., Paris 1868.

Bouchitté: De la Persistance de la personnalité après la mort. Histoire des opinions philosophiques et religieuses sur l'existence, la nature et la destinée de l'âme humaine depuis les temps les plus reculés. Paris 1849.

Brandes, Friedr.: Wir werden leben. Gespräch über Unsterblichkeit. Göttingen 1858.

Briefe über die Unsterblichkeit der Seele, mit einem Anhange merkwürdiger Träume, Ahnungen und Erscheinungen. Erlangen 1881.

Chaignolles, R. de: La Mort, étude philosophique et chrétienne à l'usage des gens du monde. Paris 1874.

*Dollfus, Ch.: L'âme dans les phénomènes de conscience. Paris 1876.

*Figuier, Louis: Le Lendemain de la mort, ou la vie future selon la science. 7e édit., Paris 1878. — Stellenweise höchst interessant.

*Fischer, Karl: Die Unsterblichkeit der Seele. Welche Gründe für dieselbe dem gegenwärtigen Geist der Naturwissenschaft und den materialistischen Zeittendenzen entgegengehalten werden können. Straßburg 1874.

*Grimm, Daniel: Die Unsterblichkeitsfrage. Bischweiler (Elsaß) 1876.

Göschel, Fr.: Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der spekulativen Philosophie. Berlin 1835.

Derselbe: Der Mensch nach Leib, Seele und Geist, diesseits und jenseits. Leipzig 1856.

Houssaye, Arsène: Des Destinées de l'âme. Paris 1879.

*Huber, Johannes: Die Idee der Unsterblichkeit. 2. Aufl. München 1865. — Ein philosophisches Schriftchen, das auch die „Neue evangel. Kirchenzeitung" 1878, Nr. 17, warm empfohlen hat.

Jaenger, Dr.: Études sur la seconde vie (als Folge von „Destinée de l'homme dans les deux mondes" von Hippolyte Renaud, einem ehemaligen Schüler der „École polytechnique"). Paris 1862.

Leblois: Mort et immortalité. 2e édit. Strassburg 1866.

Lambert, Ch.: Le Système du monde moral. Paris 1862. — Schöne Stellen über die bedingte Unsterblichkeit.

Martin, H.: La vie future suivant la foi et suivant la raison. 3e édit. Paris 1870. — Vom orthodox-katholischen Standpunkt aus geschrieben.

Meyer, J. B.: Die Idee der Seelenwanderung. Hamburg 1861.

Müller, Julius: Unsterblichkeitsglaube und Auferstehungshoffnung. Halle 1855.

Naville, Ernest: La Vie éternelle. 3e édit. Paris 1863.

*Pfaff: Ideeen eines Arztes über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. 4. Aufl. Dresden 1877.

Perty, Maximilian: Die sichtbare und die unsichtbare Welt. Diesseits und Jenseits. Leipzig 1881. — Ein allzu sehr den Stempel des Mysticismus tragendes Buch.

*Pétavel-Olliff: La fin du mal. Paris 1872.

*Pfannenschmid, Heino: Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Kultus. Hannover 1878. S. 161 ff. — Außerordentlich reichhaltig.

Picard: La Vie future prouvée par les œuvres de la nature et les observations de la science. Paris 1861.

Reynaud, J.: Terre et ciel. Paris 1854.

Rinck: Vom Zustand nach dem Tode. 2. Aufl. Basel 1866. — Ein vom Standpunkt eines engen biblischen Litteralismus aus geschriebenes Werk, das sich auf wahre exegetische Kunstgriffe stützt. Siehe z. B. S. 188 ff. über die Auferstehung des Fleisches; S. 109 ff. über den Wurm, der nie stirbt u. s. w. Im Jahre 1878 erschien eine dritte Auflage dieses Buches, worin der Autor mit löblicher Bescheidenheit einräumt, daß er „mehr und mehr in der Erkenntnis gewachsen, eigentlich nicht viel zu wissen von den himmlischen Dingen".

Schott, Sigismund: Sterben und Unsterblichkeit. Stuttgart 1861.

Schultz, Hermann: Die Voraussetzungen der christlichen Lehre von der Unsterblichkeit. Göttingen 1861.

*Schneider, Leonhard: Die Unsterblichkeitsidee im Glauben und in der Philosophie der Völker. Regensburg 1870. 989 SS. in 8°. Vom katholischen Standpunkt, aber einer weiten Anschauung aus geschrieben.

Schulz: Die Unsterblichkeit des Menschen im Lichte des Denkens und des religiösen Bewußtseins. 2. Aufl. Stralsund 1858.

Splittgerber, Franz: Tod, Fortleben nach dem Tode und Auferstehung. Halle 1862.

*Spieß, Edmund: Entwickelungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode, auf Grund vergleichender Religionsforschung. Jena 1877. — In diesem Werke findet sich u. a. eine der ausgedehntesten, bibliographischen Notizen, sowie eine höchst interessante Abhandlung über die Idee, welche die Slaven, die Druiden, die Chinesen, die Buddhisten, die Griechen, die Juden u. s. w. sich von dem zukünftigen Leben gemacht haben.

Steeg, Jules: Le Mystère de la vie à venir. Strasbourg 1877.

Tafel, Emmanuel: Die Unsterblichkeit und Wiedererinnerungskraft der Seele u. s. w. Tübingen 1853.

Teichmüller (Professor der Philosophie zu Dorpat): Über die Unsterblichkeit der Seele. Leipzig 1874.

Wagner, Hermann: Der Tod, beleuchtet vom Standpunkte der Naturwissenschaften. Bielefeld.
White, Edward: Die bedingte Unsterblichkeit oder das Leben in Christo.
Wilmarshof, Karl: Das Jenseits. Vier Teile: 1. Der ontologische Beweis. 2. Der kosmologische Beweis. 3. Der theologische Beweis. 4. Die Bedingungen des zukünftigen Lebens. Leipzig 1863—1866.
Widenmann, Gustav: Gedanken über die Unsterblichkeit als Wiederholung des Erdenlebens. Wien 1851.

Anmerkungen.

1. (Zu S. 5.) „Das Übel des Altwerdens vermehrt und erhöht noch alles andere; man quält sich, den Tagen einen Inhalt abzugewinnen, der nicht mehr darin ist. Der Geschmack ist abgestumpft, die Sinne sind abgestorben; die Spannkraft der verbrauchten Maschine läßt nach, ihre Räder werden gehemmt und stocken eines nach dem andern; die Nahrungsmittel werden eine Last, welche die Kräfte ermüdet, anstatt sie zu erfrischen, die Freude sogar wird gefährlich; wenn der Greis mit kraftlosen Händen den Becher ergreift, so zittert er in dem Gedanken, daß der Tod ihm denselben jeden Augenblick entreißen könne; das Leben ist nur noch ein erschöpftes, kahles Feld, das nichts mehr hervorbringt. Um freudlose Tage zu beleben, ist man darauf beschränkt, Betrachtungen über die Vergangenheit anzustellen: über die verschiedenen Rollen, die man in der Welt gespielt und die eiteln Pläne, denen man nachgehangen hat.... Glücklich der, welcher der Zufriedenheit des höchsten Richters gewiß sein kann in dem Augenblick, wo die Seele, gezwungen, ihre Hülle von sich zu werfen, dem Erdenglück seinen falschen Schmuck zurückgiebt und ihre irdische Maske fallen läßt, um von der Bühne des Lebens abzutreten." So Young, der berühmte Verfasser der „Nachtgedanken". Eine noch ergreifendere Schilderung der Hinfälligkeit des Alters ist im Prediger Salomo, Kap. 12 enthalten.

2. (Zu S. 18.) Renan geht so weit, die historischen Wissenschaften „kleine Konjekturalwissenschaften, die sich, nachdem sie sich gebildet haben, unaufhörlich auflösen und die man in hundert Jahren gänzlich beiseite lassen wird“, zu nennen.

Das ist zu weit gegangen; aber daß es ganz unrichtig sei, wagen wir nicht zu behaupten.

3. (Zu S. 20.) Siehe „Schillers Briefwechsel mit Körner“.

4. (Zu S. 20.) An Eckermann, s. Bd. I, S. 106.

5. (Zu S. 20.) „Biographie d'Alexandre Vinet“, par M. Rambert, 1e édit. (Lausanne 1875, 8°), p. 371.

6. (Zu S. 21.) „Revue des Deux-Mondes“, 1. Dezember 1873, S. 596.

7. (Zu S. 27.) „Wie das Gehirn, so das Leben“, sagt man. Hiernach wäre die Moralität die unmittelbare Konsequenz der Bildung und Schwere der Gehirnmasse. Ohne moralische Freiheit keine Verantwortlichkeit. — Das Ungeheuerliche einer solchen Lehre liegt auf der Hand. Glücklicherweise wird sie nicht nur durch die elementarsten Thatsachen des Bewußtseins, sondern auch durch die Ergebnisse der Physiologie widerlegt. Eine bedeutende, ernst gehaltene Zeitschrift machte neuerdings bei Gelegenheit der Hinrichtung eines Vatermörders darauf aufmerksam, daß das Gewicht des großen und kleinen Gehirnes dieses Verbrechers 1380 Gramm betrug, und zwar das des rechten Gehirnlappens 600, das des linken ebenfalls 600, das des kleinen Gehirns 180 Gramm. Das Gehirn befand sich also in vollkommen normalem Zustand. Auch am Knochengehäuse fand sich keinerlei Bildungsfehler; es war kein Grund vorhanden, um die Unverantwortlichkeit Huarts anzunehmen („Le Temps“, 18. September 1880). Und wie viel ähnliche Fälle ließen sich hier anführen!

Es ist etwas anderes, ob wir die Identität der moralischen

Fähigkeiten mit dem Gehirn annehmen — und dies gerade verneinen wir —, oder ob wir dafür halten, daß die Verletzungen des Gehirns, dieses Werkzeuges des Gedankens, die Funktionen der geistigen Macht, welche wir Seele nennen, beeinflussen können. So verliert z. B. ein Verwundeter die Sprache, weil ihm infolge eines Duells der hintere Teil der dritten Stirnwindung verletzt wurde. Der Arzt trepaniert ihm die linke Schläfe: diese Operation legt ein Knochenbruchstück bloß, das sich in das Gehirn gebohrt hatte; man entfernt den Knochen und der Kranke gewinnt augenblicklich den Gebrauch der Sprache wieder. So bewirkt auch ein Magnetiseur, der auf die linke Schläfe seines Mediums einwirkt, die völlige Unbeweglichkeit von dessen rechter Körperhälfte (bekanntlich ist jede Hälfte des menschlichen Körpers von der andern abhängig); wenn er die Mitte der Stirn magnetisiert, hebt er das Gedächtnis auf, während das Sprachvermögen mehr oder weniger erhalten bleibt.... Was beweisen solche Thatsachen? Etwa die Identität der Seele und der Materie? Keineswegs. Sie beweisen ganz einfach die große Abhängigkeit dieser von jener. Von da ist es noch unendlich weit bis zu der Behauptung, daß der Geist nur eine Absonderung der Materie sei.

S. auch das schöne Kapitel von H. Martin („La vie future suivant la foi et suivant la raison“, 3. Aufl. 1870, — ein Buch, daraus sich vieles entnehmen läßt, während anderes dahingestellt bleiben muß), betitelt: „Réfutation du préjugé qui identifie l'être pensant avec le corps mortel“, p. 318 sqq. Wir führen in Folgendem einiges daraus an: „Es ist bewiesen, daß die ganze Materie des sichtbaren Körpers, das Knochensystem nicht ausgenommen, sich schnell und vollständig erneuert (s. Flourens: „Théorie expérimentale de le formation des os“, Paris 1847, in 8°, und „De la vie et de l'intelligence“,

Paris 1858, in 12°, Tl. I, Sekt. 1, Kap. 2—5, S. 12—14). Wenn man das denkende Wesen mit der Materie des Körpers oder mit der irgendeines Teiles des Gehirns identifizieren wollte, so wäre es demnach, wenn auch diese Materie in jedem Augenblick ihres Daseins sich ihrer selbst bewußt sein könnte, unmöglich, daß sie durch das Gedächtnis das Bewußtsein des Beharrens ihrer Identität besäße, weil die Identität der Substanz in ihr nicht beharrend ist. Es ist richtig, daß in dem lebenden Körper eine gewisse Identität der Struktur und des Lebens dauernd besteht, und daß sie von einem Beobachter konstatiert werden kann. Aber die sichtbare körperliche Materie ist eine Verbindung von Molekülen, die unaufhörlich durch andere ersetzt werden, und als solche unfähig, in sich selbst die Identität zu konstatieren, die nicht die der sich zusammensetzenden Teile ist. Es ist ebenfalls richtig, daß in dieser sichtbaren, wechselnden Materie ein unsichtbares, beharrendes Prinzip als dauernde Ursache der Identität der Struktur und des Lebens vorhanden sein muß, und daß es nicht unmöglich ist, diesem Prinzip das Bewußtsein seiner eigenen Identität a priori beizulegen. Aber welcher Art auch dies Prinzip sei, — es ist kein sichtbarer, bemerkbarer Teil des Körpers, und folglich kann nicht bewiesen werden, daß es ihn nicht überlebe. Also hätte man, wenn man auch das Lebensprinzip mit dem denkenden Wesen identifizieren wollte, doch nicht das Recht, hieraus zu schließen, daß das Gedankenleben mit dem physischen Leben des sichtbaren Körpers erlösche." ... „Es kann sich beim Menschen die denkende Persönlichkeit durch den Einfluß von Störungen, welche eine Wunde oder eine Krankheit in den Funktionen des physischen Lebens verursacht, geschwächt und behindert fühlen; aber so lange die denkende Persönlichkeit sich ihrer selbst bewußt bleibt, so lange fühlt sie sich als ein Ganzes. Wenn ein allzu beträchtlicher Teil des Gehirns entfernt worden

ist, so verschwinden die Manifestationen der Kräfte des Denkens, und sie verschwinden für alle diese Kräfte zugleich, während das physische Leben nicht nur mit seinen Ernährungsfunktionen, sondern auch mit denen der Erregung und Bewegung fortbestehen kann. Ist es etwa anzunehmen, daß irgendein kleiner Teil des Gehirns das ganze denkende Wesen sei? Diese Voraussetzung ist den beobachteten Thatsachen entgegenstehend, denn in dem eigentlichen Gehirn, d. h. in den Gehirnlappen, den einzigen Denkorganen, kann jeder Teil einzeln entfernt werden, ohne daß deshalb der Gedanke plötzlich aufhörte, sich zu manifestieren. Da übrigens niemand je dieses kleine denkende Wesen, das man sich vorstellt, und das man sich so klein wie möglich denken mag, gesehen hat, so kann auch niemand konstatieren, daß es den Tod nicht überlebe." — Und endlich S. 328: „... Während des Lebens vermochte die Seele zu denken, lebendig und tief zu denken, ohne daß es sinnlicher Erregung bedurfte. Es ist demnach nicht nur möglich, sondern unendlich wahrscheinlich, daß sie auch nach dem Tode zu denken fortfährt. In ihrem gegenwärtigen Zustand denkt sie mit dem Körper, an den sie gebunden ist; keine berechtigte Folgerung autorisiert uns, zu leugnen, daß sie unter anderen Bedingungen nicht ohne diesen Körper denken könnte."

Schließlich führen wir noch an verschiedene höchst wichtige Aussprüche von S. Schott („Sterben und Unsterblichkeit", Stuttgart 1861, S. 87): „Der stärkste Einwurf gegen die Möglichkeit, daß der Mensch seinen Tod überlebe, ist wohl der, daß ein Denken ohne leibliche Organe unmöglich sei. Gewiß, und Moleschott wird gegen alle Anfeindung vermutlich in gewissem Sinne Recht behalten mit seinem: ‚Ohne Phosphor kein Gedanke.' Allein wenn wir die Phosphorsäure für unser Gehirnfett und dieses Fett für unsere Gedanken brauchen, folgt hieraus, daß

die uns jetzt allein mögliche Art, Gedanken hervorzubringen, die allein mögliche auch bleiben muß? daß ein Wesen, welches von jenem Instrumente keinen Gebrauch mehr machen kann, kein anderes findet? Öl, Holz oder Talg waren auch unerläßlich, um unseren Vorfahren zu leuchten: daß man jetzt in unseren Städten allabendlich Tausende von Hähnen öffnen und die Luftmündung in ebenso viele Flammen verwandeln werde, wäre dem Urahn, welchem so was geträumt hätte, gewiß als ein rechter Phantasiespuk vorgekommen." . . . .

„Warum sollten nicht beim Tode, also bei einem Vorgange, wo die Nervenelektricität jedenfalls ein Hauptinteressent sein mag, Stoffe, die bisher mit sichtbaren verbunden waren, sich abscheiden können, wieder unsichtbar werden, sich anderwärts binden, und ein Individuum, ein für uns unerkennbares und doch gar nicht übernatürliches Wesen ebenso gut bilden können, als im Ei die Stoffe zu einem ganz neuen Individuum zusammentreten?" u. s. w.

8. (Zu S. 28.) Alle gegen den Materialismus anzuführenden Argumente finden sich in dem inhaltreichen Werke von Luthard: „Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christentums."

9. (Zu S. 29.) Von tausend ähnlichen Thatsachen finde hier nur die folgende, die 1865 von mehreren Zeitungen mitgeteilt wurde, Platz: Der „Nelson", ein mit Auswanderern überfülltes amerikanisches Schiff, gerät auf hoher See in Brand. Die Rettungsböte sind mit Passagieren beladen. Eines derselben nimmt einen jungen Schweizer hinweg, dessen Frau gezwungenerweise auf dem brennenden Schiffe zurückbleibt. Der Unglücklichen zu Füßen liegt ein wenige Wochen altes Kind; in dem entsetzlichen Durcheinander, welches auf die Katastrophe folgte, ist es von seiner Mutter getrennt worden, wie die junge Frau von ihrem Manne. Diese zögert nicht. Um den Flammen zu entrinnen, wirft sie sich ins Wasser, indem sie das Kind einer Unbekannten in ihre Arme preßt. Es gelingt ihr, eine von dem unglücklichen Schiff herabgefallene Planke zu ergreifen; jeglicher Nahrung beraubt, unterhält sie das Leben des jungen Wesens, dessen Rettung ihr ebenso am Herzen liegt, wie die eigene, während achtundvierzig langen Stunden mit ihrem Speichel. . . . Endlich wird sie von dem „Mercury" aufgenommen und . . . findet dort ihren Gatten! — Eine jede solche That der Hingebung ist uns ein Beweis zugunsten der Unkörperlichkeit und der Wesenheit der Seele.

10. (Zu S. 30.) „. . . In wie vielen elenden, durch fast lebenslanges Siechtum erschöpften Körpern findet man eine herrliche Seele! Freilich kann sich die Seele eines kränklichen Menschen schon deswegen leichter veredeln, weil bei einem geschwächten Organismus auch der Widerstreit zwischen dem sinnlichen und sittlichen Wollen ein weit geringerer ist. Und dieser Widerstreit ist es ja, der es uns wiederum klar macht, daß wir aus einem sterblichen und einem unsterblichen Teile zusammengesetzt sind und daß dem unsterblichen Teile eben durch diesen Widerstreit gegen den sterblichen die Gelegenheit geboten werden soll, sich zu veredeln, zu vervollkommnen und zu stählen." („Ideeen eines Arztes über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele" von Pfaff, 4. Aufl. Dresden 1877, S. 72.)

11. (Zu S. 31.) In einem vortrefflichen kleinen Buch, das 1876 in Straßburg erschienen ist („Die Unsterblichkeitsfrage" von D. Grimm), findet man viele ähnliche Thatsachen und vor allem höchst merkwürdige Darlegungen inbezug auf die Gabe des „zweiten Gesichtes", — von Männern wie v. Hartmann, Schopenhauer, W. v. Humboldt, Schelling, J. E. Fichte, Perty, Professor der Naturwissenschaften in Bern (s. besonders Schopen=

hauer, Parerga, Bd. I, S. 281 ff., und Hartmann, Philosophie des Unbewußten, 5. Aufl., S. 94). Einem kürzlich erschienenen Werke („L'âme et ses manifestations à travers l'histoire“ par E. Bonnemère; Paris, Dentu, 1881) entnehmen wir nachfolgende interessante Stellen, ohne deshalb Garantie für das ganze Werk zu leisten: „Jenen stolzen und eiteln Wesen, die ihren Ideenvorrat längst komplettiert haben und in deren engem Hirn sich kein Raum mehr für eine neue Anschauung findet, die sie von Irrtum und Unwissenheit überzeugen könnte, haben wir nichts zu sagen; aber welcher ehrliche Beobachter wagt heutzutage noch die Wunder des Magnetismus und der Ekstase zu leugnen, mögen diese nun absichtlich hervorgerufen oder von selbst sich kundgeben? Wer giebt denn den in Ekstase Versetzten, indem er sie aus Unwissenden in geschickte, manchmal unfehlbare Ärzte verwandelt, Kenntnisse, die sie nie zuvor besessen haben? Sie schlafen anscheinend und bieten, unempfindlich gegen Geräusch, Bewegung und Schmerz, beinahe ein Bild des Todes dar. Und dennoch leben sie und führen sogar ein weit höheres Leben als gewöhnlich; sie sehen ohne Augen, hören ohne Ohren, wissen, was sie niemals gelernt haben....“

Vielleicht liegt etwas Übertriebenes in diesen Aussprüchen, aber gewiß ist nicht alles falsch daran.

Was mich betrifft, so kann ich nicht ohne weiteres alle Magnetiseure des Betrugs anklagen.

Denjenigen, welche sich versucht fühlen, die Phänomene des sogenannten doppelten, des zweiten Gesichts, des Hellsehens, sowie die aus vielen merkwürdigen Thatsachen, welche von den Somnambulen berichtet werden, herzuleitenden Folgerungen zugunsten der Unkörperlichkeit zu leugnen, empfehlen wir das höchst merkwürdige und ernst gehaltene Werk: „Schlaf und Tod oder die Nachtseite des Seelenlebens, nach ihren häufigsten Erscheinungen im Diesseits und an der Schwelle des Jenseits; mit besonderer Berücksichtigung des Schlaf- und Traumlebens, des Ahnungsvermögens und der natürlichen Prophetie, sowie des höhern Aufleuchtens der Seele in der Nähe des Todes, nach bewährten Thatsachen dargestellt“ u. s. w. von Splittgerber, 2. Aufl. Halle 1881, 660 SS. in 8°. Der Verfasser zieht aus den zahllosen Thatsachen, die er citiert, folgende Schlußfolgerungen:

1. Daß die Seele des Menschen ein für sich bestehendes, im höchsten Maße innerlich-lebendiges Wesen ist, welches zwar für die gewöhnliche Ordnung der Dinge einem körperlich-materiellen Organismus so vollständig eingefügt ist, daß es ohne denselben weder Eindrücke von außen her empfangen noch auf die umgebende Welt selbstthätig einwirken kann, aber gleichwohl ausnahmsweise sich in die eigenen (esoterischen) Tiefen zurückzuziehen und dort nach innen fortzuleben imstande ist.

2. Daß die Seele ihrer eigentlichen Natur nach ein metaphysisches, gottebenbildliches Wesen ist, dessen höchste Fähigkeiten und Kräfte während des irdischen Daseins allerdings gleichsam unter Verschluß liegen, indem sie durch den stofflich-materiellen und sündhaft-verderbten Leib überall in ihrer Entfaltung gehindert werden, aber doch schon jetzt in einzelnen, ekstatischen, leibfreien Zuständen auf überraschende Weise zur Erscheinung kommen.

3. Daß der Mensch ein sittlich angelegtes Wesen ist, welchem es durch eine höhere Hand als unbedingte Norm in das Gewissen geschrieben ist, daß er das Gute thun und das Böse lassen soll, so daß er auf der Stelle mit sich selbst in den tiefsten inneren Zwiespalt ge-

rät, wenn er sich eigenwillig gegen diese seine sittliche Bestimmung auflehnt.

4. Daß der Mensch ein für die Ewigkeit bestimmtes und darin übergehendes Wesen ist, das sich als solches gerade dann bewährt, wenn es in der Nähe des Todes die äußerste Grenze seines zeitlichen Lebens erreicht hat." (Tl. II, S. 232—240.)

Die Thatsachen, auf welche Splittgerber sich stützt, sind, wir wiederholen es, zahlreich und beweisend.

Siehe auch das klassische Werk von H. v. Schubert: „Die Geschichte der Seele" (5. Aufl. Stuttgart 1877) und die „Anthropologie" von Perty, Professor zu Bern. Zum Schluß nennen wir ein neuerdings erschienenes Buch: „La névrose hypnotique ou le Magnétisme devoilé" von Dr. P. Ladame (Sandoz & Fischbacher, 1881). Nach dem gelehrten Autor wäre der Somnambulismus nur ein Nervenleiden und „nahverwandt mit Hysterie und Fallsucht". Hervorgebracht würde er durch eine Störung der komplizierten Bewegungen des Gehirns. — Gut; aber könnte diese Störung ihrerseits nicht durch jene geistige Kraft hervorgerufen worden sein, die wir die Seele nennen?

12. (Zu S. 33.) Die oben aufgeworfene große Frage, die wir nur flüchtig streifen konnten, ist von Meisterhand und in deistischem Sinne, außer in vielen anderen, auch in folgenden Werken behandelt worden: Caro, L'idée de Dieu et ses nouveaux critiques (Paris 1864); E. Naville, Le Père céleste (Genf 1865).

Selbst Voltaire hat sich einmal folgendes eigentümliche Geständnis entschlüpfen lassen:

„Eine gesonderte Gesellschaft von Atheisten, die einander nichts streitig machen und die ihre Tage angenehm in Genuß und Wohlleben verbringen, kann einige Zeit ohne Störung bestehen; aber

wenn die Welt von Atheisten regiert werden sollte, dann könnten wir ebenso gut unter der unmittelbaren Herrschaft der höllischen Geister stehen, welche man uns mit Wut ihre Opfer verfolgend darstellt. Mit einem Wort, ich wünsche dem Menschengeschlecht ebenso wenig Atheisten wie Abergläubische."

Denen endlich, die die Beweise für die Existenz Gottes kurz zusammengefaßt zu finden wünschen, empfehlen wir die höchst bedeutende Broschüre: „La vie future et la science moderne" von G. A. Hirn (Kolmar, Barth, 1882; 72 S. gr. 8°), einem Gelehrten ersten Ranges. Derselbe gelangt zu folgendem Schlusse: „Die Gesamtheit der Welten, das Weltall, läßt sich nur durch die Intervention eines freien, jeder Erscheinung vorangegangenen Willens erklären, der nicht nur, wie es so oft heißt, fähig ist, den Elementen zu gebieten — was auch der Mensch in gewissem Grade thut —, sondern der diesen Elementen das Sein und alle ihre Eigentümlichkeiten und Eigenschaften zu geben vermag. Die Realität dieser Intervention erscheint uns unter der Form einer mathematischen Wahrheit; ihre Bestätigung kann für jeden aufrichtigen und unabhängigen Geist als das Letzte der modernen Wissenschaft betrachtet werden." Siehe die Broschüre desselben Autors: „Réflexions critiques sur la théorie cinétique de l'Univers. Réfutation scientifique du matérialisme."

Noch eine letzte Bemerkung: Wer sind wir, um Gott erklären zu wollen, um z. B. von seiner Persönlichkeit zu sprechen? Der Stein ist eine Sache, das Tier ein lebendiges Wesen, der Mensch eine Persönlichkeit. So wie im Menschen etwas vom Tier ist, aber zugleich etwas Höheres, mehr als das, woraus dies letztere besteht, sollte es nicht auch in Gott, außer dem, was an die menschliche Persönlichkeit erinnert, ein Etwas geben, **das unendlich höher über dieser letz-**

teren erhaben ist, das wir hienieden nicht einmal zu ahnen vermögen?

13. (Zu S. 34.) S. u. a. das kleine, höchst originelle Buch: „L'âme dans les phénomènes de conscience“ von Ch. Dollfus (Paris 1876).

14. (Zu S. 40.) S. das poetische und gelehrte Werk: „La Plante“ von Grimard. S. ebenfalls „Les Harmonies de la Nature“ von Bernardin de Saint-Pierre, — ein Buch, dessen Einzelheiten nicht alle mehr exakt zu nennen sind, dessen wesentlicher Gehalt jedoch für alle Zeiten gültig ist.

15. (Zu S. 44.) „Jene große Verehrung“, sagt Goethe, „welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem inneren Werte. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Geschichte eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelungen, notwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeit hinausführt.“ Viele ähnliche Aussprüche finden sich u. a. bei Luthard: „Apologetische Vorträge über die Heilswahrheiten des Christentums“, 4. Aufl. Leipzig 1874, S. 290—297.

Ein schönes Wort Montesquieus lautet: „Die Evangelien sind das schönste Geschenk, welches Gott den Menschen gegeben hat.“

16. (Zu S. 57.) Hier mögen einige schöne Worte von L. Ratisbonne Platz finden: „Das Herz! es ist immer nur das Herz, welches das Rätsel der Unsterblichkeit löst. Wie viel Zeit und Metaphysik wird in dieser Welt mit dem Diskutieren über die Frage von dem zukünftigen Leben vergeudet! Wollen wir einen guten Beweis dafür erlangen, daß nur der Tod

vorübergehend, das Leben aber ewig ist, oder wollen wir, was mehr gilt als ein Beweis, ein inneres Vertrauen in die Unsterblichkeit haben? Laßt uns nicht nur mit dem Körper, sondern auch mit dem Herzen und der Seele leben. Laßt uns das Gute und Wahre, Freiheit und Gerechtigkeit mit Leidenschaft lieben; laßt uns denken, handeln und alle unsere intellektuelle und moralische Energie entwickeln, dann, wenn wir im Herzen mächtige, unauslöschliche Flammen fühlen, werden wir nicht mehr von der Philosophie verlangen, daß sie mit überzeugenden und demonstrativen Beweisen die Frage löse, die uns quält. Dann werden wir nicht mehr ohne Aufhören dem Hamlet nachsprechen: ‚To be or not to be.‘ Wir werden das Bewußtsein unserer Dauer haben, wir werden uns für die Ewigkeit geschaffen fühlen und werden, wann wir es wollen, die Gestalten der Toten, die wir geliebt haben und die wie wir geliebt haben, aus ihren Gräbern hervorgehen sehen. Aber man fühlt sich wahrlich oft genug versucht, denen, die sich über ihre Ungewißheit inbezug auf das Problem der Unsterblichkeit beklagen, zu entgegnen: ‚Ich glaube wohl, daß ihr daran zweifelt. Warum wollt ihr denn unsterblich sein? Was habt ihr in euch, das der Fortdauer fähig und wert sei? Etwa eure Liebe, ihr, die ihr nie geliebt, die ihr nie weder einer Idee, noch einem Manne, einer Frau, oder einem Kinde Hingabe bewiesen habt? Oder eure freie Thatkraft, die ihr stets geopfert habt, die ihr in euren Lüsten und Leidenschaften ertötet oder in den Dienst kleiner, vergänglicher Interessen und oft in den der rohen Kraft und der Ungerechtigkeit gestellt habt? Was wollt ihr mit einer solchen durch und durch irdischen und materiellen Aktivität anfangen, wenn die Erde euch entschwindet? Oder wollt ihr etwa eure Gedanken retten? Aber ihr habt ja nie etwas darauf gehalten. Ihr denkt ohne Zweifel, wie ein gewisser Philosoph, möglichst wenig zwischen euren

Mahlzeiten, um besser zu verdauen. Und, wie Hegel zu einem widerspenstigen Schüler sagt, verdient ihr etwa den Himmel und die ewige Seligkeit, weil ihr eure Mutter nicht ermordet habt? wer weiß: weil ihr sie vielleicht in ihrer letzten Krankheit gepflegt habt?'" („Tote und Lebende." Kap.: „Der Tag der Toten.")

17. (Zu S. 64.) 1 Kor. 15.

18. (Zu S. 77.) „Das Greisenalter ist der majestätische und imposante Dom des menschlichen Lebens; Gott macht es zu einem Sanktuarium für alle Weisheit und alle Gerechtigkeit, zu einem Tabernakel der reinsten Wahrheit.... In Rußland herrscht ein rührender alter Gebrauch, der von unseren Vorfahren treu beobachtet wurde: Kurz vor der Abreise, wenn sämtliche Vorbereitungen erledigt sind, setzen sich alle, die Reisenden sowie die Zurückbleibenden, nieder wie zu einem feierlichen Halt, wie um sich vor dem letzten Augenblick der Trennung noch einmal zu sammeln. Ist dies nicht ein treffendes Sinnbild des Alters, das doch nichts anderes ist, als der Halt vor dem Abscheiden?" (Swetchine: „De la vieillesse" XIII.)

19. (Zu S. 80.) Zahlreiche beweisende Thatsachen finden sich in dem interessanten Buch: „Der Mensch und das Tier", aus dem Englischen übersetzt von Frau v. G. (Paris, Bonhoure, 1879). Wir erinnern auch an das geistreiche Werk: „L'esprit des bêtes" von Toussenel. Der Merkwürdigkeit halber citieren wir die Ansicht Figuiers („Le Lendemain de la mort", 7e édit., p. 221): „Kurz zusammengefaßt, unserer Ansicht nach geht die menschliche Seele aus einem Tiere höherer Ordnung hervor. Nachdem sie in dem Körper dieses Tieres einen gewissen Grad von Entwickelung und Vervollkommnung erreicht hat, nimmt sie in dem Körper eines neugeborenen Menschenkindes Gestalt an." (S. ebendaselbst Note IV.)

Über die Unterschiede, welche den Menschen vom Tiere trennen, s. Charlton Bastian: „Le Cerveau, organe de la pensée chez l'homme et chez les animaux" (Paris, Germer Baillière, 1882), T. II, p. 73. „Die Tiere", heißt es dort, „sind intelligent, denn wir sehen, wie ihre Handlungen von dem Verstand geleitet werden; sie richten ihre Handlungen nach den sie leitenden Gefühlen ein und passen die Dinge ihren Zwecken an. Ihr Mechanismus ist sensitiv und intelligent. Jedoch Konzeption, oder das, was wir mit dem Namen ‚Gedanken' bezeichnen, d. h. jene logische Funktion, die mit Allgemeinbegriffen, Verhältnissen und Symbolen umgeht, wie das Gefühl mit besonderen Umständen und Objekten, eine Funktion, die sozialen, unpersönlichen Zwecken dient, und von diesen geleitet wird, besitzen sie nicht...."

20. (Zu S. 85.) „Alle die erhabenen Ideeen der tiefstdenkenden Philosophen aller Jahrhunderte seit Entstehung der Welt" — so sagt ein großer Denker — „wiegen nicht ein einziges Gefühl der barmherzigen Liebe auf ...; der Gedanke, als solcher, ist nicht das Leben ...; eine einzige That, ein einziges Gefühl wahrer Liebe ist mehr wert, als die glänzendsten Entdeckungen und die erhabensten Gedanken alle mit einander." S. „Esprit d'Alexandre Vinet" par Astié (Paris et Genève 1861), T. I, p. 203.

Wir führen hier noch ein schönes Wort aus den „Meditations on death and eternity" der Königin Viktoria an: „Gott zerstört nichts, was heilig und gut ist, denn das ist Sein Werk! Und die Liebe ist das höchste Gut, welches die Seelen in ihren Beziehungen zu einander erlangen können."

21. (Zu S. 90.) 1 Joh. 2, 17. S. auch die schöne Stelle Röm. 8, 6—13.

22. (Zu S. 90.) Ev. Joh. 3, 16.

23. (Zu S. 90.) Röm. 6, 23.

24. (Zu S. 91.) Röm. 8, 13.
25. (Zu S. 91.) Ev. Matth. 10, 28.
26. (Zu S. 91.) Gal. 6, 8.
27. (Zu S. 91.) Ev. Joh. 12, 25.
28. (Zu S. 91.) Ev. Luk. 9, 56.
29. (Zu S. 91.) Ev. Joh. 6, 50.
30. (Zu S. 91.) Jak. 5, 20.

Man lese über diese und viele ähnliche Stellen das kleine Buch von Pétavel-Olliff: „La Fin du mal ou l'immortalité des justes et l'anéantissement graduel des méchants" (Paris, Fischbacher, 1872).

S. ferner einen sehr begründenden Artikel desselben Autors in „Le Chrétien évangélique" (Lausanne, G. Bridel), 20. November und 20. Dezember 1881. Pétavel-Olliff faßt darin in vorzüglichen Worten die biblischen Lehren über die der Seele bestimmten Schicksale zusammen: „Es wird wohl bis zu sechzehnhundert Malen von der Seele gesprochen, aber nie von der ‚unsterblichen Seele', diesem Lieblingsausdruck der geistlichen Phraseologie. Gott allein, so lesen wir, besitzt die Unsterblichkeit. Die Bibel schmeichelt uns nicht; sie überschätzt unsern Wert nicht, sie bemäntelt nichts. Die Unsterblichkeit ist das Privilegium des Gerechten. Der Mensch, der die Weisheit nicht hat, wird dem unvernünftigen Tier gleich geachtet, das zu vergehen bestimmt ist. Der hartnäckige Sünder wird völlig untergehen und wie ein wildes Tier ausgerottet werden. Ohne Zweifel trägt der Mensch einen göttlichen Funken in sich; er ist geschaffen worden mit der Absicht auf Unsterblichkeit, aber unter besonderen Bedingungen. Diese Bedingungen hat er verletzt; er ist seinen untergeordneten Trieben erlegen, er hat den Tod gewählt und ist ihm verfallen. Immer aufs neue wiederholt uns der Apostel Paulus, daß der Tod der Sünde Sold ist, der Tod ohne Umschreibung, der Tod im Sinne des von Sterben abgeleiteten Wortes Unsterblichkeit, des Aufhörens allen Lebens, der Tod in der Bedeutung, die dieses Wort an vielen Stellen hat, wo uns der Apostel auffordert, die Sünde zu töten, d. h. nicht mehr und nicht weniger, als sie zu vernichten" u. s. w. u. s. w.

31. (Zu S. 97.) Die hier citierten und viele ähnliche Stellen finden sich in der „Histoire des théories et des idées morales dans l'antiquité" von J. Denis (Paris 1879, 2 Bde. in 8°).

Man könnte auch das Werk eines schon oben erwähnten Gelehrten ersten Ranges — dessen Überzeugungen wir übrigens weit entfernt sind zu teilen — über die verschiedenen Lösungen des Problems vom zukünftigen Leben, wie sie von Denkern aller Zeiten vorgeschlagen werden, zurate ziehen. Es ist: „La vie future suivant la foi et suivant la raison" von H. Martin (Paris 1870, 3. Aufl.; 692 SS. in 12°).

Houssaye („Les destinées de l'âme", p. 267) hat in einigen gedrängten, doch überzeugenden Zeilen den Glauben des klassischen Altertums über das ewige Leben zusammengefaßt: „Klopfet bei jedem alten Philosophen, von Pherecydes bis zu Cicero an, während ihr den Epikur und Lukrez sich wollüstig in die Natur versinken laßt, und sie werden euch antworten, daß die Seele unsterblich ist. Warum? Weil ihre eigene Seele euch antwortet, weil sie erkannt haben, daß die Seele höher geartet, der Körper aber irdisch ist; weil die Seele das Bewußtsein hat, zu sein und dem Nichts zu widerstehen, weil der Körper nur das Fahrzeug ist, welches von einem Ufer zum andern geht, weil der Körper eine Ansammlung menschlicher Staubatome, die Seele eine unteilbare Einheit ewigen Lichtes ist."

32. (Zu S. 99.) „Wenn es selbst kein ewiges Leben gäbe, wenn selbst das ewige Leben nur ein Hirngespinst wäre, so hätte dies Hirngespinst doch hienieden die unerklärliche Eigenschaft,

uns wohlzuthun bloß dadurch, daß wir daran denken und glauben, und darauf hoffen. . . .“ „La Mort, étude philosophique et chrétienne“ par J. de Chaignolles (Paris 1874), p. 123.

33. (Zu S. 111.) „Wie das Leben überhaupt nur als Thätigkeit gedacht werden kann, so kann das höchste Leben auch nur vollendete Thätigkeit sein. Wiederholt sei es ausgesprochen, daß es nicht eine Veranstaltung von außen ist, in die wir nur hineinzutreten brauchen, sondern ein von uns in uns geschaffener Zustand.“ Huber: „Die Idee der Unsterblichkeit“ (2. Aufl. München 1865), S. 188.

Die hier aufgeworfene Idee schließt gleichwohl die Möglichkeit eines letzten Gerichtes, welches beim Ende aller irdischen Dinge über die Welt ergehen würde, nicht aus.

34. (Zu S. 112.) „Wer da hat, dem wird gegeben werden; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden“, sagt Jesus in dem unsterblichen Gleichnis von den vertrauten Zentnern (Ev. Matth. 25). Diese Worte scheinen uns — nebenbei gesagt — besonders geeignet, um die Theorie von der Vernichtung zu stützen.

35. (Zu S. 115.) Bekanntlich nimmt der Apostel Paulus in jedem Menschen drei Elemente: Geist, Seele und Körper, an. Warum sollte es keine Zwischenelemente geben, die aus uns einen wirklichen Mikrokosmus, ein Resultat alles dessen machen könnten, was uns umgiebt?

36. (Zu S. 117.) „Das Leben aus dem Gesichtspunkt des Todes, den Tod aus dem Gesichtspunkt der Unsterblichkeit zu betrachten, das dünkt uns wahre Weisheit, das ist die praktische Lehre, welche wir als Ergebnis unserer Untersuchung gewonnen haben.“ Zu diesem Schlusse gelangt der Autor des gelehrtesten und vollständigsten Werkes über das zukünftige Leben, welches

uns bekannt ist. („Entwickelungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode, auf Grund vergleichender Religionsforschung“, dargestellt von Edm. Spieß, Privatdocent an der Universität Jena [1877], S. 594).

37. (Zu S. 125.) Die besten Bestrebungen unserer Natur, der Durst nach Wissenschaft, das Verlangen nach dem Guten, das uns unter der zwiefachen Gestalt der Gerechtigkeit und der Heiligkeit erscheint, das Bedürfnis zu lieben, das hienieden nur unvollkommen gestillt wird, — alles das weist uns auf ein ewiges Leben hin. Niemand hat dies beredter ausgesprochen als Bersier in seinen „Sermons“ (Bd. IV [Paris, Meyrueis, 1870], S. 289 ff.). Wir können uns die Freude nicht versagen, folgende Stelle daraus wiederzugeben: „Ach, laßt die modernen Heiden die Rosen der Freude über den festlichen Bechern entblättern, laßt sie der Flucht der Erscheinungen gegenüber eine Heiterkeit heucheln, die ihr Herz Lügen straft. Seitdem das Christentum euch über euere Bestimmung aufgeklärt hat, könnt ihr euch nicht mehr durch eitle Genüsse verführen lassen. Nein, der Tod ist nicht von Gott verordnet, und die Bibel redet die Wahrheit. Nein, es lag nicht in dem Willen des Gottes der Liebe und Gerechtigkeit, daß dies ewige Sein, welches wir Leben nennen, einer endlichen Vernichtung anheimfallen sollte. Es war nicht Sein Wille, daß die Intelligenz, welche das Licht voraus empfand, welche die Wahrheit verstand und ihre erhabenen Gesetze verkündete, in ewiger Finsternis erlöschen sollte. Es war nicht Sein Wille, daß der Märtyrer, welcher mit einer Stimme, die seine Qualen nicht zu ersticken vermochten, in der Nacht der Sünde die Gerechtigkeit angerufen und ihr Anbrechen im voraus verkündet hat, ihre unumschränkte Klarheit und ihr herrliches Aufblühen nicht erscheinen sehen sollte. Es war nicht Sein Wille, daß die Seele, welche alles für die Heiligkeit hingegeben

und welche sie in ihren qualvollen Kämpfen heiß ersehnt hat, sich mit dem Egoisten und dem Wüstling in gemeinsamer Fäulnis vereinigen sollte. Es war nicht Sein Wille, daß das für die Liebe geschaffene Herz, welches sich ohne Berechnung zum lebendigen Opfer darbrachte, in der höchsten Ironie eines Todes ohne Erwachen endigen sollte. Es war nicht Sein Wille, daß ihr, o ihr Mütter, die ihr mir zuhört, euer Kind, das gestern noch von Lebensfreude strahlte, in eure ermatteten Arme schließen und es starr und blau in den Sarg legen solltet, wo die Zerstörung seiner wartet...."

38. (Zu S. 125.) Swedenborg hat es gewagt. Seine Schilderungen des zukünftigen Lebens tragen den Stempel einer unglaublichen Naivetät. Er hat alles gesehen, er weiß alles. „Ich bezeuge, daß die Gestalt der Engel dieselbe ist wie die der Menschen.... Ich habe sie in dem Lichte gesehen, das ihnen eigen ist — ein Licht, welches das der Sonne bei weitem überstrahlt —, und ich habe auf diese Weise alle Teile ihres Gesichtes deutlicher beobachten können, wie ich je die Züge eines menschlichen Gesichtes auf Erden gesehen habe...." Und so fort.

Nichts zu wissen in diesen Dingen ist der Anfang der Weisheit.

39. (Zu S. 126.) „Die meisten Menschen stützen sich bis zum Ende auf eine Hoffnung nach der andern; sie folgen immer erneuernden Phantomen und lassen sich durch dieselben leiten bis zum Tode. Kaum haben sie Zeit, sich selbst zu erkennen; sie werden umhergetrieben wie dürres Laub vom stürmischen Herbstwind." ... Laugel: „Les problèmes de l'âme" (Paris, Germer Baillière, 1868), p. 145, — eines der tiefsten und zugleich poetischesten Bücher.

40. (Zu S. 140.) Und dennoch giebt es unter diesen Fragen

solche, auf die es infolge der Analogie möglich wäre, eine Antwort zu finden.

So scheint es uns evident, daß wir uns, wenn die persönliche Identität fortbestehen bleibt, des gegenwärtigen Lebens erinnern werden, um aus unseren irdischen Erfahrungen dasjenige herauszuziehen, was sie Lehrreiches enthalten. So ist es schon hienieden: warum sollten unsere künftigen Existenzen diesem großen Gesetze unseres geistigen Ichs nicht unterworfen sein?

Ferner ist es ganz klar, daß wir im künftigen Leben in Gemeinschaft mit höheren Wesen, die uns dorthin vorangegangen sind, treten werden: und wir sollten diejenigen, die wir auf Erden geliebt haben, dort nicht wiedererkennen?

Ist es uns weiterhin nicht gestattet, zu vermuten, daß unsere irdischen Gebrechen, die nur anormale Mängel sind, verschwinden werden, um von unserm gegenwärtigen Körper nur dasjenige übrig zu lassen, was seine ursprüngliche Idee bildet?

Könnte dieser geistige Körper ebenso wie diejenigen, welche ihm folgen werden, nicht einer Nahrung bedürfen, die sich mit ihnen mehr und mehr dem reinen Geiste nähern würde?

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", sagt Jesus Christus; — ein lehrhaftes Wort, das wir in dem Sinne einer fortschreitenden Vergeistigung, einer unbegrenzten Entwickelung von Sphäre zu Sphäre verstehen, ohne darum zu versuchen, deren Einzelheiten zu schildern; der Gedanke genügt uns. Wir lassen den einen Autor mit Zuversicht berichten, daß die Pianos im künftigen Leben nicht verbannt sein werden (in dem amerikanischen Roman: „Die halboffenen Himmelspforten"), den andern berichten, daß sich bei dem verklärten Leibe weder große Wohlbeleibtheit noch ungewöhnliche Magerkeit finden werde (St. Augustin, Die Stadt Gottes, B. XII): — wir unseresteils wollen zurückhaltender sein.

41. (Zu S. 142.) „Die Heiligkeit, die Reinheit, die Tugend können, so scheint es, sich mit einer vollständigen Unwissenheit verbinden, und der wissenschaftliche Geist, der Besitz aller der Schätze, welche die Arbeit der Weisen, der Gelehrten und der Denker aller Zeiten aufgehäuft hat, scheint der Seele weder an Anmut, noch an Reizen oder Tugenden hinzuzufügen. Wissen ist nicht Wollen, Erkennen ist nicht Lieben.“ Laugel: „Les problèmes de l'âme“ (Paris 1868), p. 110.

42. (Zu S. 143.) In seinem Werke: „Les destinées de l'âme“, teilt A. Houssaye ein Gespräch mit, welches er einst mit Viktor Hugo über den Glauben an ein zukünftiges Leben führte. — Das zukünftige Leben läßt sich nicht beweisen, man fühlt es. Wir sind geschaffen, um uns weiter zu entwickeln: das bezeugt ein mächtiger Instinkt dem Greise nicht weniger als dem Manne, der sich mitten in seiner irdischen Laufbahn befindet. Dies ist der Glaubenssatz, welcher in nachfolgenden Worten beredt entwickelt wird. „Ich fühle in mir ein ganz neues Leben“, ruft der berühmte Dichter, „ein Leben der Zukunft! ich bin wie der Wald, der mehrmals gefällt worden ist: seine jungen Triebe sind darum nur kräftiger, lebensvoller. Ich erhebe mich höher und höher zum Unendlichen hin. Die Erde spendet mir reichlichen Nahrungssaft, während meine Stirn im Wiederschein der fernen Welten erstrahlt, die der Himmel mit Licht krönt. Ihr sagt, die Seele sei nur der Ausdruck der körperlichen Kräfte: warum denn aber ist meine Seele lichterfüllter nun, da die körperlichen Kräfte mich bald verlassen wollen? Je mehr ich mich dem Ziele nähere, um so mehr höre ich um mich her die unsterblichen Symphonieen der Welten erklingen, die mich rufen. Das ist wunderbar und doch einfach. Es ist ein Märchen, aber zugleich eine wahre Geschichte. Seit einem halben Jahrhundert schreibe ich meine Gedanken in Prosa

und in Versen nieder. An Geschichte, Philosopie, Drama, Roman, Legende, Satire, Ode, Lied, — an allem habe ich mich versucht; aber ich fühle, daß ich nicht den tausendsten Teil dessen gesagt habe, was in mir ist. Wenn ich mich ins Grab lege, werde ich wie so viele andere sagen können: ‚Ich habe mein Tagewerk vollbracht!‘ Aber ich werde nicht sagen: ‚Ich habe mein Leben beschlossen.‘ Mein Tagewerk wird am nächsten Morgen wieder beginnen. Das Grab ist kein Endziel; es ist ein Durchgang. Es schließt sich zur Zeit der Abenddämmerung und öffnet sich wieder beim Morgenrot.... Mein Werk ist nur ein Anfang, mein Denkmal erhebt sich kaum über die Erde, ich möchte es wachsen, sich erheben, immer weiter aufsteigen sehen. Der Durst nach dem Unendlichen beweist das Unendliche.“

Noch ein schönes Wort von Jules Steeg („Le mystère de la vie à venir“, Strasbourg 1877) führen wir hier an: „Der Tod ... scheint ein Ende zu sein; aber er ist das Ende eines Zustandes, nicht das eines Wesens.... Wie die sich weit in die Lüfte ausbreitenden Flügel eines Vogels zum Fliegen geschaffen sind, so ist die Seele des Menschen geschaffen, um zu bleiben.“

43. (Zu S. 144.) Die folgenden Seiten sind nicht sowohl eine Wiederholung, als eine Vervollständigung der weiter oben (S. 58—65) vorangegangenen.

44. (Zu S. 144.) In einem Werke, das wir 1868 erscheinen ließen („De la bonté morale ou Esquisse d'une apologie du christianisme, précédée d'une Lettre de Ed. Leboulaye“; Paris, chez Grassart) haben wir ausführlich dargelegt, wie wir die Bibel verstehen. Wir erlauben uns darauf hinzuweisen.

45. (Zu S. 145.) Man schlage für Einzelheiten die zahlreichen „Leben Jesu“ nach, welche in den letzten Jahren erschienen sind; unter andern dasjenige von de Pressensé (Paris,

Fischbacher) und das des verstorbenen Th. Keim, letzteres in deutscher Sprache geschrieben (Zürich 1875).

46. (Zu S. 146.) Siehe das schöne Buch: „Über die Sündlosigkeit Jesu" von Dr. Ullmann (7. Aufl. 1863).

47. (Zu S. 151.) „Viele sterben auf einmal", sagt Mad. de Gasparin; „das Opfer vollzieht sich im ganzen. Andere sterben im einzelnen. Die Krankheit erscheint, sie verschlingt den Körper wie eine träge Flut, die zwar langsam, aber unaufhörlich steigt. Unsere Thatkraft erlahmt. Das Leben nähert sich dem Ende, der Kreis verengert sich, die Unabhängigkeit wird uns genommen, wir vermögen nichts mehr für andere, endlich auch nichts mehr für uns selbst. Bald lähmt der Schmerz, den wir lange ertragen haben, auch unsern Mut; er verbraucht den Rest von Energie und moralischer Gesundheit, wovon die Kranken lange Zeit leben. Er zerstört noch mehr, vielleicht die Frische der Sympathieen, vielleicht sogar die Zuneigung derer, die uns lieben.... Man darf die anderen nicht ermüden....

Man darf die anderen nicht ermüden: ein grausames Wort, dessen Wahrheit jedoch nicht der Bestätigung bedarf. Glücklich diejenigen, welche zu rechter Zeit, im rechten Augenblick sterben!

48. (Zu S. 152.) „Es ist ein großes Ding, sterben zu lernen; es ist das Studium der Weisheit, die zu dem Schlusse gelangt, daß derjenige sein Leben nicht schlecht angewendet hat, der gut zu sterben gelernt hat. Der aber, welcher es nicht gut zu vollenden weiß, hat es verloren. Wer nicht auf das Ziel schaut, wer nicht den Tod ins Auge faßt, kann nicht richtig leben. Wer zu sterben weiß, der versteht zugleich frei zu sein, nichts zu fürchten, gut, sanft und friedvoll zu leben: ohne dies giebt es keine Lebensfreude, keine Freude an irgendetwas, das man stets zu verlieren fürchten muß. Zuerst und vor allem

müssen wir es erreichen, daß unsere Laster vor uns sterben; ferner müssen wir uns ganz bereit halten. O wie schön ist es, sein Leben vor dem Tode beschließen zu können, so daß nichts zu thun übrig bleibt, als zu sterben!" Charron: „De la Sagesse" (2e édit. Paris 1604), p. 450.

„O wie schön ist es, sein Leben vor dem Tode beschließen zu können!" Diesen tiefen Worten des alten Charron stellen wir folgende andere gegenüber, mit denen eine zeitgenössische Schriftstellerin, Mad. de Gasparin, in bewundernswürdiger Weise die Menschen schildert, die sich nicht zum Sterben entschließen können: „Man erkennt sie leicht, diese armen Wesen, die ganz ihrer Erhaltung leben. Sie überwachen sich, beobachten sich immerwährend, sie erlauben sich weder dies noch das, denn der Tod ist hier, er ist da, er lauert ihnen auf, und die Hauptsache für sie, ihr einziger Zweck, ist: nicht zu sterben."

49. (Zu S. 152.) „Das Gute, das ein heiterer, wohlwollender, fröhlicher Greis vollbringen kann, ist unberechenbar. Er findet sein Glück darin, anderen wohlzuthun. Seine Hauptangelegenheit ist es, eine höhere Beschäftigung für seine Seele zu haben und zu arbeiten, so lange es Tag ist." („Excelsior or Essay to help at the formation of character", — ein trotz einiger Trivialitäten lesenswertes Buch.)

50. (Zu S. 168.) Wir erinnern daran, daß wir, sehr zu unserm Bedauern, die Widerlegung der nebensächlichen Einwände auf die vorstehende Darlegung unterlassen mußten.

51. (Zu S. 204.) Ch. Byse hat das bedeutende Werk Edw. Whites unter dem Titel: „L'immortalité conditionelle ou la vie en Christ" (Paris, Fischbacher, 1880; 556 pp. 8°) aus der englischen in die französische Sprache übertragen.

52. (Zu S. 204.) „Dogmatik" (Heidelberg 1870), Tl. II,

Abtl. II. Siehe auch das hauptsächlichste Werk Rothes: „Theologische Ethik“ (2. Aufl. Wittenberg 1870), Bd. III, S. 28 u. 162. Das von uns angedeutete Werk von Pétavel Oliff ist betitelt: „Le sentier de la vie et la route de la mort, ou l'immortalité conditionelle d'après l'Evangile“ (Genf 1878). Es ist ein höchst interessantes kleines Buch, in dem sich die zahlreichen Bibelworte, welche zugunsten der fakultativen Unsterblichkeit reden, zusammengestellt finden. Siehe endlich einen höchst interessanten Auszug aus dem ebengenannten Werk von White in der „Semaine religieuse“ (Genf, 18. Dezember 1880): „Die im Neuen Testament zur Schilderung des Schicksales der Übelthäter angewandten Bilder weisen deutlich auf die Zerstörung hin; der Sünder wird abgehauen wie ein verdorrter Baum und ins Feuer geworfen; er wird ausgetilgt aus dem Buche des Lebens. Was können die Worte: ‚Fürchtet euch vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in der Hölle‘, anders bedeuten, als die Zerstörung des ganzen Wesens und nicht eine ewige Qual?“ u. s. w. u. s. w.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

